



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der heilige Bonifatius, Apostel der Deutschen

Kuhlmann, Bernhard

Paderborn, 1895

Erster Teil. Wirksamkeit des hl. Bonifatius als Glaubensboten zur
Ausbreitung der katholischen Kirche.

urn:nbn:de:hbz:466:1-8719

Erster Teil.

Wirksamkeit des hl. Bonifatius als Glaubensbote zur Ausbreitung der katholischen Kirche.

Erstes Kapitel.

Das Vaterland des hl. Bonifatius; Befehrung Englands zur katholischen Kirche.

Im Nordwesten Europas, zwischen dem Atlantischen Ocean und der Nordsee, liegt Großbritannien, Europas größte Insel, mit ihrem alten Namen Albion (Weißland oder Berginsel), südlich England, nördlich Schottland genannt. Schon vor Beginn der christlichen Zeitrechnung bewohnten das Land die Briten, welche wie die benachbarten Schotten und Irländer wahrscheinlich keltischen Ursprungs waren. Die Briten wurden von den weltbeherrschenden Römern unterworfen, die bei ihnen Militärstationen und Kolonien gründeten und sie viele durch Steuern und andere Lasten drückten. Unter der römischen Verwaltung wurden die Briten bald mit den Schattenseiten der römischen Kultur, mit der Genußsucht, Weichlichkeit und Üppigkeit der Römer bekannt, doch wurde durch den großen Verkehr, welcher zwischen den Provinzen des römischen Reiches herrschte, auch das Christentum bei ihnen ausgebreitet. Wahrscheinlich kamen schon zu den Zeiten der Apostel christliche Soldaten und Kaufleute nach England und streuten dort zuerst den Samen des Evangeliums aus; auch die Frauen hoher römischer Beamten, so Pomponia, die Gemahlin des Statthalters Plautius, hatten an

der Ausbreitung des Christentums großen Anteil; daß der heil. Apostel Paulus in England das Evangelium verkündet hat, wie patriotische Engländer annehmen, ist unbeweisbar. Sicher war aber das Christentum schon im zweiten Jahrhundert nach Christus nicht bloß in den der römischen Verwaltung unterstellten Gebieten Britanniens verbreitet, sondern auch in den freien Gebieten des Nordens, und zur Zeit der großen Christen-Verfolgungen floß auch in England das Blut der christlichen Märtyrer zum Bekenntnis des christlichen Glaubens. Im Anfange des 5. Jahrhunderts waren die Briten wohl größtenteils christlich und besaßen geordnete kirchliche Verhältnisse. Da trat der Irrlehrer Pelagius auf, welcher die Erbsünde und die Notwendigkeit der übernatürlichen Gnade leugnete und dadurch eine Spaltung in der britischen Kirche hervorrief. Um diese Zeit riefen auch die Römer ihre Heere aus Britannien zurück, um ihr weit ausgedehntes Reich an dem Rheine und der Donau gegen die anstürmenden germanischen Völker zu verteidigen. Diesen Umstand benutzend, fielen die heidnischen Schotten und Picten von Norden her in das Land der Briten ein; diese, unter sich uneins und von den Römern aufgegeben, waren zu schwach, um den Picten und Schotten zu widerstehen; ihr König Vortigern rief daher die Sachsen zu Hilfe, welche im nördlichen Deutschland auf dem linken Elbeufer wohnten und als kühne Seeräuber und wilde Krieger von allen deutschen Stämmen am meisten gefürchtet waren. Gräßliche Leidenschaften herrschten bei den Sachsen, so Raub, Mord, Unzucht und Trunksucht; ihren Göttern brachten sie Menschenopfer dar und waren so hart und grausam, daß sie nicht bloß die besiegten Feinde, sondern sogar ihre nächsten Verwandten, Eltern und Geschwister, in die elendeste Sklaverei verkauften. Die wilden, kriegerischen Sachsen folgten bereitwillig dem an sie ergangenen Rufe zum Kampfe; unter Führung der beiden Brüder Hengist und Horsa setzte im Jahre 449 eine Schar Sachsen auf ihren gebogenen, leichten Kaperschiffen nach England über; andere Züge von Sachsen und Angeln folgten; weil beide deutsche Stämme sich miteinander verschmolzen, bekamen sie den gemeinschaftlichen Namen Angelsachsen. Von den vereinten Briten und Angelsachsen wurden nun die Schotten bald zurückgeworfen, aber nach beendigtem Kampfe hatten die Angelsachsen keine Lust, in die Heimat zurückzukehren und ein Land zu verlassen, welches durch sein gleichmäßiges, mildes Klima und seine üppigen, grünenden Wiesen ihnen gar zu sehr gefiel. Sie wandten daher ihre Waffen gegen die Briten, von welchen

sie zu Hilfe gerufen waren, besiegten sie in blutigen Kämpfen und machten sich zu Herren des Landes. Als fanatische Heiden rotteten sie das Christentum aus, wie auch das römische Wesen, welches sich noch erhalten hatte, behandelten die Briten hart und grausam, verteilten unter sich das Land und gründeten eine Reihe von Königreichen, deren Könige sich oft untereinander befehdeten. Weil die Briten den mit furchtbaren Streitärzten und langen Messern bewaffneten Angelsachsen nicht widerstehen konnten, so zogen sie sich teilweise unter mannhafter Verteidigung in den westlichen Teil der Insel zurück, welcher reich an hohen Gebirgen, wilden Thälern, tiefen Seen und fahlen Heiden ist. Dort bewahrten sie ihre Selbständigkeit, ihre Sitten, ihre Sprache und auch ihre Religion. Ein anderer Teil der Briten wanderte nach dem westlichen Frankreich aus und ließ sich dort auf einer Halbinsel nieder, welche von da ab Bretagne genannt wird, und deren Bewohner sich jetzt noch durch Sprache und Sitten von den andern Franzosen unterscheiden. Die Briten, welche in den von den Angelsachsen eroberten Gebieten zurückblieben, verschmolzen sich mit den heidnischen Siegern zu einem Volke; weil sie aber sittlich zu verfallen und auch zu schwach und ohnmächtig waren, um diese zum Christentum zu bekehren, so verschwand der christliche Glaube bald ganz vor dem überwuchernden Unkraute des Heidentums, und ein ganz heidnisches Volk wuchs heran.

Aus diesem traurigen Zustande wurde England durch den Papst Gregor I. befreit, welchem die Geschichte mit Recht den ehrenden Beinamen des Großen giebt. Dieser Papst, einem vornehmen, reichen Geschlechte Roms entsprossen, erkannte frühzeitig sehr lebendig die Vergänglichkeit und Nichtigkeit des Irdischen, schloß sich dem damals emporblühenden Benediktiner-Orden an und gründete zu dessen Verbreitung mit seinem Vermögen viele Klöster in Italien, so auch eins in Rom auf dem cölibischen Berge zu Ehren des hl. Andreas, welches jetzt St. Gregors-Kloster genannt wird. Damals war die katholische Kirche von äußern und innern Feinden sehr bedrängt, und Gregor wurde bald wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit der Ratgeber der Päpste in allen wichtigen Angelegenheiten. Als Gregor eines Tages über den römischen Markt ging, wo die Sklaven wie eine Ware zum Verkaufe ausgestellt waren, sah er Sklaven, welche durch ihre blauen Augen, weiße Gesichtsfarbe, lang herabwallendes Haar und kräftigen Körperbau seine Verwunderung erregten. Er fragte nach der Herkunft der

Skaven und erfuhr, daß sie Angelsachsen, und ihr Volk noch ganz heidnisch sei. Tiefbetrübt kaufte er sie und brachte sie in sein Andreas-Kloster, um sie im christlichen Glauben zu unterrichten und später mit ihnen selber nach England zur Verkündigung des christlichen Glaubens zu ziehen. Als die Angelsachsen hinlänglich im christlichen Glauben unterrichtet waren, gedachte er, sein Vorhaben auszuführen, und reiste mit ihnen ab. Doch der Papst, welcher in seiner schwierigen Lage Gregors Rat nicht entbehren und den gotterleuchteten Mann den Wechselfällen einer Mission im heidnischen Lande nicht aussetzen wollte, sandte Boten hinter ihm her und rief ihn zurück, aber nie verlor Gregor die Angelsachsen aus dem Auge. Im Jahre 590 einstimmig als der Würdigste und Tüchtigste zum Papste gewählt, faßte er, vom Feuer der reinsten Liebe entbrannt, den Plan, die Kirche nach Kräften in der ganzen Welt auszubreiten und in ihr einen Baum zu gründen, an dessen Früchten sich alle Völker laben sollten. Er dachte auch stets an die Erfüllung seines Herzenswunsches, England zu bekehren, konnte aber bei den vielen äußern und innern Bedrängnissen erst 596 die Bekehrung der Angelsachsen ins Werk setzen. In diesem Jahre sandte er mutig und entschlossen den Abt Augustin, in welchem er als großer Menschenkenner den geeigneten Mann zur Bekehrung Englands erkannte, mit 40 Mönchen aus dem Andreaskloster nach England. Dieses Kloster auf dem cölischen Berge in Rom wurde daher die Wurzel des Christentums in England und bewahrt noch heute auf einer Inschrift in der Kirche die Namen der ersten Glaubensboten Englands.¹⁾ Der Abt Augustin reiste mit seinen Mönchen durch Frankreich, dessen König seine Tochter Bertha mit einem angelsächsischen Könige, Namens Ethelbert, vermählt hatte. Bei der Heirat war aber ausdrücklich bestimmt worden, daß Bertha ungestört nach ihrem katholischen Glauben leben, einen eigenen katholischen Gottesdienst haben dürfe, und daß alle Kinder im katholischen Glauben zu unterrichten seien. Am Hofe des Königs wollten sich die Mönche Empfehlungsschreiben an den angelsächsischen König geben lassen und zugleich über ihr zukünftiges Wirkungsfeld sich erkundigen. Als sie aber erfuhren, daß die Überfahrt über das Meer nach England gefährlich und die Bewohner des Landes so wild und grausam, ja, Menschenfresser seien, wollten sie entmutigt um-

¹⁾ Die jetzige kirchenfeindliche Regierung Italiens hat auch dieses Kloster gleich so vielen andern ehrwürdigen Stätten aufgehoben.

fehren und sandten den Abt Augustin nach Rom, um vom Papste Gregor die Erlaubnis zur Rückkehr zu erbitten. Aber Gregor ließ sich nicht so leicht von seinem Plane abbringen, sondern gab dem Abt Augustin einen ermutigenden Brief an die Mönche mit, worin es unter anderm hieß: „Zieht nur mutig vorwärts; Gott schützt euch; denkt an den Lohn im Himmel“. Mit neuem Mute erfüllt und einem Empfehlungsschreiben des fränkischen Königs an den angelsächsischen König Ethelbert versehen, setzten die Mönche nun ihre Reise entschlossen fort und landeten im Jahre 597 an der Südost-Küste Englands in der Gegend zwischen den an Kreideklippen malerisch gelegenen Badestädten Ramsgate und Sandwich, wo jetzt ein Kloster mit Kirche zu Ehren des hl. Augustin erbaut ist. Als bald ließen sie ihre Ankunft und den Zweck ihrer Reise dem König Ethelbert melden, welchen seine Gemahlin, die fromme Königin Bertha, bereits mit den Lehren des Christentums bekannt gemacht, aber zur Annahme derselben noch nicht hatte bewegen können. Ethelbert, im heidnischen Aberglauben verblindet, fürchtete Bezauberung und beschloß, die Mönche nur unter freiem Himmel zu empfangen. In feierlicher Prozession, ein silbernes Kreuzifix und ein gemaltes Bild des Heilands vorantragend, bald feierlich und rührend die Vitaneien singend, welche sie unter Leitung des für den Kirchengesang so sehr begeisterten Papstes Gregor erlernt hatten, bald laut für die Befehrung Englands betend, naheten sie sich dem Könige, welcher von den Großen seines Reiches umgeben war, und sagten ihm, sie seien vom Papste in Rom, dem Beherrscher der christlichen Welt, zu dem Zwecke nach England gesandt, um ihn und sein Volk zu lehren, wie sie hier auf Erden fromm und tugendhaft leben müßten, damit sie einst nach dem Tode im Himmel ewig glücklich seien. Der König erwiderte, es scheine ihm das gut und schön, sei aber neu und ungewiß; zur sofortigen Annahme des Christentums entschloß er sich nicht, gestattete aber den christlichen Glaubensboten freie Verkündigung des Evangeliums, wies ihnen in seiner Hauptstadt Dorovernum, dem heutigen Canterbury, eine Wohnung an, und überließ ihnen zur Abhaltung des Gottesdienstes ein kleines, dem hl. Martin geweihtes, aus der alten katholischen Zeit stammendes Kirchlein, in welchem die Königin Bertha wohl Gottesdienst abhalten ließ und für die Befehrung ihres Gemahles und seines Volkes inständig zu beten pflegte. Die Mönche verharrten in ihrer Wohnung im Gebete, in Fasten und Nachtwachen, und verkündigten eifrig das Wort Gottes

allen denen, welche geneigten Herzens waren. Durch ihr strenges, abgetötetes Leben erregten sie die Bewunderung und das Vertrauen des Volkes und zogen den Segen Gottes auf ihr Werk herab. Im Juni desselben Jahres 597 trat endlich der König zur katholischen Kirche über, ein Ereignis von großer Tragweite für die Bekehrung Englands, da ein großer Teil des Volkes seinem Beispiele folgte. Der König achtete zwar die Gewissensfreiheit des Volkes und zwang niemand zur Annahme des Christentums; er hatte von den römischen Mönchen gelernt, daß der Zwang zur Annahme des Christentums unerlaubt und der heiligen Sache unwürdig sei, und daß nur die geistigen Waffen des Gebetes und der überzeugenden Darstellung des Evangeliums zu seiner Ausbreitung angewendet werden sollen. Durch die Annahme des Christentums wurde bei dem Könige die Liebe zu den Unterthanen seines Reiches veredelt und geheiligt, und wenn er auch die christlichen Unterthanen als seine Brüder in Christus besonders liebte, so schloß er doch die heidnischen Unterthanen von seiner Sorge und Liebe keineswegs aus. Die Bekehrung des Königs, sein christlicher Lebenswandel und die Tugenden seiner frommen Gemahlin waren für viele ein Antrieb, die Vorurteile gegen das Christentum abzustreifen und dasselbe gläubig anzunehmen. Auch das sittenreine Leben der Mönche, ihre begeisterte Hingabe an ihren Beruf und ihre uneigennützigte Liebe zum angelsächsischen Volke gewannen ihnen aller Herzen und bewirkten, daß die Angelsachsen mit seltener Freudigkeit den Samen des Evangeliums aufnahmen und Christen wurden. Augustin berichtete über seine großen Erfolge an den Papst Gregor, welcher jubelnd diese Kunde vernahm und nicht unterließ, Augustin mit weisem Räte zu unterstützen. Er warnte ihn vor Stolz, ermahnte ihn zur Demut, durch welche er Gottes Segen auf sich herabziehe, und riet ihm, die heidnischen Tempel nicht zu zerstören, sondern in christliche umzuwandeln, weil die Angelsachsen an der gewohnten Stätte lieber den wahren Gott verehrten als an neuen. Da die Angelsachsen an manchen Götterfesten große Mahlzeiten zu halten pflegten, so gab Gregor den Rat, an hohen christlichen Festtagen Mahlzeiten zu veranstalten, bei dieser Gelegenheit die Angelsachsen an das Geheimnis des Festtags zu erinnern und sie so mit dem Christentum immer bekannter zu machen. Auch riet Gregor dem Abt Augustin, die im Lande aus alter Zeit noch bestehenden christlichen Gebräuche beizubehalten und nicht zu verdrängen. Der Papst ging bei diesen Ratschlägen von der wohlbegründeten

Ansicht aus, daß man ungebildeten, an alten Sitten und Gebräuchen haftenden Menschen nicht auf einmal alles nehmen, sondern sie stufenweise in das Christentum einführen muß. Auf diese Weise machte die Befehrung des Landes immer größere Fortschritte. Abt Augustin trat an die Spitze der katholischen Kirche in England. König Ethelbert gab ihm und seinen Mönchen seinen Palast in Canterbury, welcher zum Kloster eingerichtet wurde. Daneben wurde eine Kirche zu Ehren des Erlösers erbaut, welche die Mutterkirche von ganz England wurde. Augustin reiste nach Arles in Frankreich, um dort die bischöfliche Weihe zu empfangen, und wurde bald darauf vom Papste Gregor zum ersten Erzbischof von Canterbury ernannt, mit der Befugnis, die kirchlichen Verhältnisse Englands zu ordnen. Zugleich blieb er Abt des Klosters. Papst Gregor beförderte beständig bis zu seinem Tode (604) die Wirksamkeit Augustins zur Ausbreitung des Christentums in England nicht bloß durch Rat und Belehrung, sondern auch durch Übersendung tüchtiger, gelehrter Männer. Die Befehrung Englands zur katholischen Kirche angebahnt und eine feste Grundlage gelegt zu haben, ist eins von den vielen großen Verdiensten dieses Papstes, welcher mit klarem Blicke die bedrängte Lage der Kirche in den verschiedenen Ländern des Erdkreises erkannte und mit großer Umsicht die geeigneten Mittel wählte, um die Kirche in jener Zeit der Zerstörung zu schützen und den Völkern des Erdkreises ihre Segnungen zu vermitteln. Während das heidnische Rom, nach der Weltherrschaft begierig, durch blutigen Kampf mit seinen Regionen nur einen Teil der Insel eroberte und zeitweilig unter seinem eisernen Scepter behauptete, sandte Gregor, auf die Rettung unsterblicher Seelen bedacht, Boten des Heils nach England und breitete dort das beseligende Reich des Gekreuzigten aus, welchem sich die ganze Insel bald unterwarf. Der Abt Augustin, welcher sich als Gregors getreuer Mitarbeiter zur Durchführung seines Werkes bewährt hatte, starb etwa ein Jahr nach Gregor und errang sich durch seinen tugendhaften Wandel und großen Seeleneifer einen Platz unter den Heiligen der Kirche.

Nach Gregors und Augustins Tode setzten die Benediktiner-Mönche mit Eifer und Klugheit das Werk der Befehrung Englands fort. Ihre Bemühungen waren vom schönsten Erfolge gekrönt. Die heidnischen Priester und Edlen, die in andern Ländern den Glaubensboten aus Eigennutz oft große Schwierigkeiten bereiteten, ließen sich bald von der Wichtigkeit des Heidentums überzeugen,

öffneten ihr Herz freudig den Wahrheiten des Christentums und empfangen bereitwillig die heilige Taufe. Das Volk folgte ihrem Beispiele, beugte sich demütig vor den Worten der Priester und nahm das Wort Gottes an. Von den angelsächsischen Königreichen wurde das eine nach dem andern zum christlichen Glauben befehrt, ohne Zwang und Gewalt, bloß durch Belehrung und Beispiel. Berthas gleichgesinnte Tochter, Edilberga, welche an den König von Nordhumbrien vermählt war, gewann ihren Gemahl für den christlichen Glauben, was für die Befehrung ihres ganzen Volkes von großem Nutzen war. Das Christentum wurde meistens zuerst in den Städten verbreitet, später begaben sich die Glaubensboten auch auf das Land und predigten dem zerstreut wohnenden Landvolke in seiner Sprache das Wort Gottes. Innerhalb 80 Jahren wurde der Götzendienst in ganz England abgeschafft und das Christentum im ganzen Lande verbreitet. Wo früher den Göttern geopfert war, entstanden jetzt Kirchen und Klöster. Freilich blieben auch Kämpfe bei der Ausbreitung des Christentums nicht aus. Ethelberts Sohn blieb noch lange Heide und heiratete später sogar seine Stiefmutter. Nur mit Mühe konnten ihn die christlichen Glaubensboten bewegen, diese unerlaubte Verbindung aufzugeben und sich den christlichen Geboten zu unterwerfen. An der Befehrung Englands beteiligten sich auch die Mönche der britischen Kirche im westlichen England. Zwischen diesen und den aus Italien gekommenen Mönchen bestanden aber einzelne Verschiedenheiten, welche zu Mißhelligkeiten führten. Die britische Kirche feierte nämlich Ostern an dem Tage, wie er seit der ersten Zeit des Christentums in Rom berechnet war. Später folgte man im Abendlande, auch in Rom, auf Veranlassung des römischen Abts Dionysius der alexandrinischen Kirche, welche für die Berechnung des Osterfestes einen frühern Termin ansetzte.¹⁾ Die

¹⁾ Die alexandrinische Kirche ging von dem 14. Nisan (April), dem Tage der Kreuzigung, aus, die römische von dem 16. Nisan, dem Tage der Auferstehung, sodas das Osterfest in den beiden Kirchen oft mehrere Wochen auseinanderliegen konnte, was für die Feier der kirchlichen Feste gewiß sehr mißlich war. Das Konzil von Nicäa (325) hatte zwar bestimmt, das Ostern in allen Kirchen am ersten Sonntage nach dem Frühlingsvollmonde gefeiert werden sollte, aber die Berechnung war in der morgenländischen und abendländischen Kirche eine verschiedene. Im 6. Jahrhunderte brachte der römische Abt Dionysius eine genauere Berechnungsweise in Anwendung; die Päpste waren von Anfang an für eine gemeinsame Osterfeier an demselben Tage bestrebt, aber die Briten nahmen die genauere Berechnungsweise des 6. Jahrhunderts nicht an, sondern

britische Kirche schloß sich diesem Gebrauche nicht an, sodaß die Briten das Osterfest an einem ganz andern Tage feierten als die von Rom gekommenen Mönche. Die britischen Mönche trugen ferner die tonsura Jacobi, d. h. sie schoren das Vorderhaupt ganz kahl und ließen die Haare am Hinterkopfe lang wachsen; die römischen Geistlichen trugen die tonsura Petri, d. h. sie ließen rings um den kahlgeschorenen Kopf einen Streifen Haare stehen, welcher die Dornenkrone Christi versinnbildeten und die Geistlichen zur geduldigen Ertragung von Spott und Verfolgung nach dem Vorbilde des dornengekrönten Heilandes antreiben sollte.¹⁾ Auch bei der Taufe, der Bischofsweihe und der hl. Messe hatten die britischen Geistlichen einige abweichende Ceremonien, während sie sonst im Glauben mit den römischen Geistlichen vollständig übereinstimmten und auch den Papst in Rom als Oberhaupt der Kirche anerkannten. In ihrem krankhaften Nationalgefühl hielten die Briten ihre Gebräuche für ebenso alt und so berechtigt wie die römischen, und sahen in dem Festhalten jener unwesentlichen Punkte eine Ehrensache ihrer Nation. Hartnäckig widersezten sie sich dem heiligen Augustin und den Päpsten, welche sie zur Annahme der römischen Gebräuche im Interesse der kirchlichen Einheit ermahnten. Dieser Zwiespalt war bei der Bekehrung eines ungebildeten, an äußern Dingen haftenden Volkes doppelt nachtheilig und veranlaßte viele Streitigkeiten. Im Jahre 664 wurde eine Kirchenversammlung zu Streaneshalch abgehalten, auf welcher besonders der Bischof Wilfrid von Ripon und der Bretwalde Oswin (Oberkönig

beharrten bei der alten Gewohnheit. Woher die abweichenden Gebräuche der Briten stammen, ist nicht sicher nachzuweisen; vielleicht sind sie auf den Einfluß des hl. Irenäus zurückzuführen, welcher als Bischof von Lyon (202) des Martyrertodes starb. Er stammte aus Kleinasien und verbreitete mit großem Eifer das Christentum in Frankreich, von wo aus es dann auch nach Britannien und dem Rheine verbreitet wurde. Weil Irenäus die griechische Sprache rebete, so diente vielleicht schon damals bei der Ausbreitung des Christentums unter den deutschen Stämmen die griechische Sprache zur Bildung deutscher Wörter für neue christliche Begriffe, z. B. Kirche (*κυριακόν* sc. *οίκλον*), Engel (*ἄγγελος*), Pfingsten (*πεντεκοστή*) und andere.

¹⁾ Die dritte Art der Tonsur ist die im Morgenlande übliche tonsura Pauli, bei welcher das ganze Haupt kahl geschoren wurde. Jetzt wird nur der mittlere Teil des Hinterkopfes geschoren. Die Tonsur war frühzeitig in der Kirche üblich und bedeutet die Verzichtleistung auf die Götlichkeiten der Welt, da das Haar bei den Heiden als Schmuck und Zierde des freien Mannes betrachtet und sehr gepflegt wurde.

über sämtliche angelsächsische Königreiche) für die allgemeine Annahme der römischen Osterfeier auftraten, indem sie betonten, daß dem Papste nach den bestimmten Worten der heiligen Schrift das Oberhirtenamt über die ganze Kirche übergeben sei, und man ihm daher gehorchen müsse. Dieser Beschluß wurde vielfach streng durchgeföhrt, in einzelnen Klöstern wurde jedoch der Widerstand gegen die römischen Gebräuche noch ein halbes Jahrhundert fortgesetzt, bis endlich der Zwiespalt ganz gehoben und volle Einigkeit hergestellt wurde. Nun gelangte auch die Kirche bei den Briten zu hoher Blüte. Bei jenen Streitigkeiten standen auf seiten der Briten die Bewohner der Schwesterinsel Irland, wo der hl. Patritius, um 431 vom Papste ausgesandt, wunderbar rasch und friedlich das Christentum ausgebreitet hatte, welches dort die herrlichsten Blüten christlichen Lebens hervorbrachte. Auch die Irländer gaben später ihren Widerstand auf und schlossen sich ganz der römischen Kirche an; ebenso die im Norden Britanniens wohnenden Picten und Skoten. Der Anschluß an Rom gereichte diesen Stämmen zum großen Nutzen, da sie in ihrer Entwicklung von den Päpsten gefördert und gegen ungerichte Bedrückung vielfach beschützt wurden. ¹⁾

Das Saatkorn des christlichen Glaubens brachte in den frischen Herzen des angelsächsischen Volkes die herrlichsten Früchte. 30 Könige und Königinnen legten in einem Zeitraum von 200 Jahren freiwillig ihre Kronen nieder, um sich im Kloster einzig und allein einem frommen, zurückgezogenen Leben zu widmen. 23 Könige und Königsöhne, 60 Königinnen und

¹⁾ Die Bewohner der britischen Inseln waren zu verschiedenen Zeiten zur katholischen Kirche bekehrt, hatten aber alle denselben Glauben, erkannten den Papst als Oberhaupt an und hatten nur im Kultus und der Disziplin einzelne Abweichungen. Die Briten, die zuerst, vielleicht von Schülern des hl. Paulus, bekehrt wurden, verbreiteten das Christentum teilweise bei ihren westlichen Nachbarn, den Iren; der eigentliche Apostel Irlands ist aber der hl. Patritius, den Papst Coelestin dorthin sandte. Die Iren, von regem Missionseifer beseelt, verbreiteten das Christentum bei den Skoten, die Teile von Irland und Großbritannien bewohnten. Die Iren und Skoten waren von großer Sittenstrenge; ihr abgeschlossenes Leben auf den Inseln, das trübe Seeklima und die düstere Gebirgswelt beförderten diese strenge Richtung. Zuletzt wurden von Rom aus die Angelsachsen bekehrt, die in eine sehr enge Verbindung mit dem Papste traten. Die Briten sahen in den Angelsachsen die Bedränger und Überwinder ihres Volks und hielten aus Abneigung und Nationalstolz im Vereine mit Picten und Skoten zäh an ihren sonderkirchlichen Gebräuchen fest; diese Gegensätze wurden durch die volle Einigung in der katholischen Kirche später ganz beseitigt.

Prinzessinnen aus demselben Zeitraum werden nach dem sächsischen Kalender als Heilige verehrt. Zahlreiche Klöster wurden gegründet, welche noch jetzt teils andern Zwecken dienen, teils in ihren Ruinen ein Schmuck des Landes sind. Die Klöster waren vielfach zugleich Dom- und Pfarrkirchen, von wo aus das Christentum sich immer weiter im Volke verbreitete. Männer und Söhne, Frauen und Töchter aus den edelsten Geschlechtern entsagten den glänzendsten Ausichten der Welt, führten im Kloster ein dem Irdischen abgestorbenes Leben, übten sich dort in aller Tugend und lagen dem Studium und der Arbeit ob; niemand von ihnen hatte Eigentum, alles war ihnen gemeinsam. Die Klöster befolgten meistens die Regeln des hl. Benediktus und hatten nicht selten über 100 Mitglieder. Auch gab es Doppelklöster, eins für Männer und eins für Frauen, nebeneinander gebaut, aber vollständig voneinander gesondert. In England führte nach dem Vorbilde der Mutter Gottes, welche nach der Himmelfahrt Jesu Christi eine hervorragende Stelle im Kreise der Apostel einnahm, die Äbtissin des Frauenklosters die Oberleitung beider Klöster, während in andern Ländern, z. B. in Irland, der Abt die Oberleitung führte. Die Kirche sah die Doppelklöster im ganzen nicht gerne und verbot sie teilweise, obgleich die angelsächsischen Klöster die Grundsätze strenger Sittlichkeit bewahrten. Die Klöster des Landes standen untereinander im Gebetsverbande, d. h. jeder einzelne opferte seine guten Werke für alle Mitglieder und alle Mitglieder wieder für den einzelnen auf; besonders wurden für die verstorbenen Mitglieder in allen Klöstern die Totenmessen gelesen. Die Klöster hielten auf gut geleitete Schulen und thaten daher viel für die christliche Erziehung des Volkes. Wie überall, so haben auch in England die Klöster einen großen Anteil an der Verbreitung von Kultur und Christentum. Mit den Klöstern wetteiferte ein musterhafter Weltklerus in der Verkündigung des göttlichen Wortes und der christlichen Erziehung der Jugend. Gelehrte und tüchtige Bischöfe leiteten die angelsächsische Kirche, welche bald einen solchen Ruf erhielt, daß die im Jahre 680 zu Konstantinopel versammelten Bischöfe das allgemeine Konzil nicht eher begannen, bis die Bischöfe Englands erschienen. Die große Masse des Volkes war von Herzen gläubig und besuchte eifrig die Kirchen, um das Wort Gottes anzuhören und die heiligen Sakramente zu empfangen. Früher im Heidentum wild und unbändig, beugte sich das Volk vor den belehrenden Worten der christlichen Priester, sodasß die entehrenden Leidenschaften

im Volke bald ausgerottet wurden und neues, sittliches Leben erwachte. ¹⁾

Mit der Ausbreitung des Christentums wurde dem Volke ein Quell größten Segens geöffnet. Die Sklaverei, welche einen großen Teil der Menschheit aufs tiefste entwürdigte und als ein schimpflicher Schandfleck auf ihr zur Zeit des Heidentums lastete, wurde gemildert und nach und nach aufgehoben. Das Christentum erklärte die Sklaverei nicht auf einmal für aufgehoben, denn dadurch hätte es eine Klasse von unselbständigen Menschen geschaffen und große Verwirrung hervorgerufen; es lehrte vielmehr, daß alle Menschen gleiche Geschöpfe und Kinder Gottes, Erlöste Jesu Christi, Erben des Himmels sind, und daß vor Gott kein Ansehen der Person gilt. Gemäß dieser Lehre bestrafte die Kirche grobe Mißhandlung der Sklaven mit Ausschluß aus der kirchlichen Gemeinschaft und flößte den Herren den Geist der Bruderliebe ein, sodaß sie in den Sklaven die Menschenwürde achteten, sie menschlich behandelten und ihnen nach und nach die Freiheit schenkten. Während die heidnischen Herren oft in ihren Testamenten bestimmten, wie viele Sklaven bei ihrem Tode getötet werden sollten, um vermeintlich im andern Leben ihre Bedienten zu haben, schenkten christliche Herren in ihren Testamenten den Sklaven die Freiheit und statteten sie mit den nötigen Existenzmitteln aus. ²⁾ Vielfach führten die Herren auch schon zu Lebzeiten ihre Sklaven in die Kirche und erklärten sie am Altare des Herrn in Gegenwart der Priester und des Volkes für frei. Wie bei allen Völkern, so hat die Kirche auch bei dem angelsächsischen Volke die Ketten unwürdiger Sklaverei zerbrochen und die allgemeine Rechtsgleichheit hergestellt. Im Gegensatz zum Heidentum, welches Arme und Kranke der Verzweiflung preisgab und Gefühle barmherziger Nächstenliebe nicht kannte, wurden im ganzen Lande Hospitäler gegründet, in welchen um Christi willen Kranke gepflegt und Arme unterhalten wurden. Jedes Kloster übernahm die Pflege der Notleidenden, und ein Teil der Opfergaben der Gläubigen wurde stets für die Armen verwendet. Das Familienleben, das

¹⁾ Die Ausbreitung des Christentums auf den britischen Inseln schildert gründlich und mit gewohnter Meisterschaft Montalembert, Die Mönche des Abendlandes. Bd. III und IV; dann auch: Kemble, The Saxons in England. Deutsch von Brandes.

²⁾ Der englische Geschichtsforscher Kemble, einer der gründlichsten Kenner der angelsächsischen Geschichte, teilt viele solcher Urkunden mit in seinem codex diplomaticus aevi Saxonici.

Fundament jeder staatlichen Ordnung, wurde durch das Christentum veredelt. Die Würde des bis dahin schmäzlich unterdrückten Weibes als Hausfrau und Mutter kam wieder zur Geltung, sodaß es all die stillen Tugenden üben konnte, deren Keime Gott in seine Seele gesenkt hatte. Die Mißhandlung und Tötung des Kindes, wie es im Heidentum Sitte war, wurde verboten, der hohe Wert des Kindes betont und seine Erziehung den Eltern zur strengen Pflicht gemacht. Auch der irdische Wohlstand des Landes hob sich. Weil das Christentum die Arbeit für Pflicht erklärt und heiligt, so ließen sich die Mönche in Einöden und Wildnissen nieder, trockneten die Sümpfe aus, lichteteten die Wälder, bauten Straßen und Brücken, legten Wiesen, Saatzfelder und Gärten an und richteten menschliche Wohnungen her. Das ganze Leben der Angelsachsen wurde durch die Befehrung zum Christentume verbessert und veredelt und erhielt einen neuen Schwung, welcher sich auch auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften zeigte. Statt der ursprünglich einfachen Gotteshäuser wurden prachtvolle Kirchen erbaut und mit Kunstwerken der Malerei und Skulptur geziert. Das Studium der lateinischen und griechischen Schriftsteller blühte, und auch in der vaterländischen Sprache brachte die Dichtkunst herrliche Blüten hervor, ein Beweis, daß die katholische Kirche der National-Litteratur keineswegs feindselig gegenüber steht. Die Päpste wandten nach wie vor ihre besondere Sorgfalt der angelsächsischen Kirche zu, und die Könige Englands standen stets in enger Verbindung mit den Päpsten. Als einmal der Stuhl von Canterbury erledigt war, bat der König den Papst, ihm einen geeigneten Mann zu senden. Dieser sandte ihm im Jahre 668 den Griechen Theodor, einen der gelehrtesten Männer jener Zeit, und gab ihm den Abt Hadrian mit. Diese beiden Männer gründeten in England viele Schulen, in welchen die verschiedensten Wissenschaften gelehrt und tüchtige, fromme Männer gebildet wurden. Einer der bedeutendsten Männer dieser Zeit ist der Mönch Beda, der durch sein umfassendes Wissen der Lehrmeister des Mittelalters wurde und eine ganze Reihe von Werken über die verschiedensten Gebiete, Naturwissenschaften, Zeitrechnung, Geschichte und Bibel schrieb. Sein Hauptwerk ist die Geschichte der englischen Kirche, eins der besten Geschichtswerke des Mittelalters. Wegen seiner reinen Seele, die sich in allen seinen Werken spiegelt, wird er „der Kristall Englands“ und wegen seiner erbaulichen Predigten der Ehrwürdige (Beda venerabilis) genannt († 735). Durch das blühende, kirchliche Leben

erfuhr selbst das staatliche Leben eine günstige Einwirkung, so daß die englische Verfassung später das Vorbild aller europäischen Verfassungen wurde. Die kirchliche Einigung der angelsächsischen Stämme bahnte auch ihre staatliche Einigung an, denn dadurch, daß die Stämme im Schoße der Kirche geeinigt waren, wurden auch die trennenden staatlichen Gegensätze unter ihnen gemildert und ihre Einfügung in denselben Staatsverband erleichtert, so daß später nur ein König über sie herrschte und Briten und Angelsachsen ein Reich bildeten. An der Christianisierung Englands erkennen wir daher den veredelnden Einfluß, welchen die Kirche auf das gesamte Denken und Handeln eines Volkes ausübt, wenn es ihre Lehren gläubig annimmt. Vor der Einführung des Christentums war die Insel die Stätte grausamer, blutiger, verheerender Kriegszüge, die Stätte von Roheit, Wildheit, Grausamkeit und Zuchtlosigkeit, die Stätte unvernünftigen Götzendienstes. Da kamen im Auftrage des Papstes die christlichen Glaubensboten, arme, demütige, selbstlose Mönche, und verbreiteten durch ihre Predigt den christlichen Glauben, welchen das Volk, dem Zuge der Gnade folgend, freiwillig annahm. Durch das Licht des christlichen Glaubens wurde das englische Volk aus heidnischer Barbarei auf eine höhere Stufe der Bildung und Kultur gehoben, so daß es sich würdig den anderen Nationen anreihete. Seit seiner Bekehrung hing das Volk treu und fest Jahrhunderte hindurch an der katholischen Kirche, bis der wollüstige König Heinrich VIII. im 16. Jahrhundert sich von der kath. Kirche trennte, weil ihm der Papst die Scheidung von seiner rechtmäßigen Gemahlin und die Heirat eines Hoffräuleins nicht erlauben konnte. Das Werk der Lostrennung von der Mutterkirche und ihre Ausrottung in England wurde dann durch seine, aus unrechtmäßiger Verbindung stammende Tochter Elisabeth (1558—1603) mit Kerker, Geldstrafen, Scheiterhaufen und Beilen fortgesetzt und vollendet. Welch ein Gegensatz zwischen Bekehrung und Abfall!

Nachdem England durch die Benediktiner des Papstes Gregor für den christlichen Glauben gewonnen war, wurde es durch seinen Bekehrungseifer ein Ausgangspunkt des christlichen Missionswesens im Norden. Zahlreiche Glaubensboten eilten aus England nach Deutschland, Dänemark, Norwegen und den nordischen Inseln, um den Völkern, die in der Nacht des Heidentums schmachteten, das Licht des christlichen Glaubens zu bringen. Ganz besonders ging aus England der große Apostel Deutschlands hervor, mit seinem englischen Namen Winfried, mit seinem latini-

fierten Namen Bonifatius genannt, ein Name, der die ruhm- und segensreiche Thätigkeit seines Trägers richtig bezeichnet. Er war besonders von der göttlichen Vorsehung dazu bestimmt, das Licht des Evangeliums in das Dunkel der deutschen Wälder zu tragen, in welche der egoistische, eroberungsfüchtige Römer bei der Tapferkeit ihrer freiheitsliebenden Bewohner glücklicherweise nicht dauernd eindringen konnte. Die Befehrung Deutschlands zum christlichen Glauben war für die ganze Weltgeschichte von dem größten Einflusse, denn dadurch bekam das deutsche Volk eine große Lebenskraft, sodaß es alle anderen Völker der Erde durch die Kraft und Wirksamkeit seines Geistes übertraf und seine weltbeherrschende Stellung von allen Völkern am längsten behauptete. Die Befehrungsgeschichte Englands zur katholischen Kirche ist aber für das Verständnis der Wirksamkeit des hl. Bonifatius von großer Wichtigkeit. Ähnliche Zustände und Ereignisse wie in England finden wir auch in Deutschland wieder. Das angelsächsische Volk übte nach seiner Befehrung zum Christentum einen großen, geistigen Einfluß auf Deutschland aus, und im hl. Bonifatius spiegeln sich die Tugenden des eben erst christlich gewordenen Volkes wieder. Was das Herz des Menschen wahrhaft bewegt und beglückt, das verschließt er nicht stumm in sich, sondern teilt es voll Liebe dem Nächsten mit. Weil das angelsächsische Volk ganz vom Geiste des Christentums ergriffen wurde, so erwachte in ihm ein mächtiger Trieb, die Segnungen des Christentums auch andern Völkern, besonders den blutsverwandten Deutschen, mitzuteilen. Aus den zahlreichen bevölkerten Klöstern Englands gingen daher Scharen von Glaubensboten hervor, welche im Vereine mit Bonifatius die Segnungen des Christentums auch nach dem Stammlande, der alten germanischen Heimat, brachten. Mit der Religion verpflanzten sie nach Deutschland auch wissenschaftliche Bestrebungen, Kultur und Civilisation, und verbreiteten die Kenntniss der klassischen Litteratur. Aber auch Anhänger des britischen National-Kirchentums, kühne Mönche, welche an dem Siege ihrer Sache in der Heimat verzweifeln, kamen nach Deutschland, um dort mit dem Christentum ihre sonderkirchlichen Anschauungen zu verbreiten. So entstand für den hl. Bonifatius ein heftiger Kampf gegen Spaltungen verschiedener Art, aus welchem er aber siegreich hervorging und die kirchliche Einheit Deutschlands begründete.

Zweites Kapitel.

Jugendzeit des hl. Bonifatius; sein Eintritt in das Kloster.

In jener Zeit, wo die Morgensterne des Christentums in England aufging und so viele herrliche Blüten der Frömmigkeit hervorbrachte, wurde auch der hl. Bonifatius geboren. Die ältesten Lebensbeschreiber geben uns die Zeit und den Ort seiner Geburt nicht genau an, weil sie sich mehr mit dem apostolischen Wirken des heiligen Mannes beschäftigen und auf seine persönlichen Lebensumstände weniger Gewicht legen. Aus einzelnen Stellen seiner Briefe und den ältesten Biographien hat man jedoch geschlossen, daß er um das Jahr 675, also etwa 80 Jahre nach der Ankunft des hl. Augustin, des Apostels Englands, zu Crediodunum im Königreiche Westsex geboren wurde.¹⁾ Jetzt heißt der Ort Kirton und liegt in der teils sehr gebirgigen, teils sehr fruchtbaren Grafschaft Devon im südwestlichen England. Die Eltern des heiligen Bonifatius, der in der heiligen Taufe den Namen Winfried empfing und auch vielfach so genannt wurde, waren reich und angesehen; ihre Namen sind uns nicht überliefert. Von seinen Schwestern hieß eine Wunna, welche nach spätern Nachrichten an einen angelsächsischen König Richard verheiratet war. Die Mutter wandte der Pflege und Erziehung des kleinen Bonifatius die größte Sorgfalt zu. Der Vater liebte ihn vor allen andern Kindern und wollte ihn für eine glänzende Stellung in der Welt erziehen. Der hl. Bonifatius war aber von Kindheit an eine sehr ernste und bedächtige Natur, und dachte mehr an das Ewige und Göttliche als an das vergängliche Irdische. Schon als Kind verrichtete er seine Gebete mit größter Sorgfalt; mit dem Gott schuldigen Dienste nahm er es überhaupt sehr gewissenhaft, und empfand frühzeitig ein heißes Verlangen, sich dem Ordensstande zu widmen. Als einst Ordensleute, welche zur Verkündigung des göttlichen Wortes und zur Ausspendung der heiligen Sacramente im Lande umherreisten, im elterlichen Hause des hl. Bonifatius übernachteten, unterhielt sich der kleine Knabe mit ihnen über himmlische Dinge und ließ sich von ihnen in der Frömmigkeit unterweisen. Ihre würdige Erscheinung und frommen Gespräche machten auf ihn einen

¹⁾ Als der Friesenapostel Willibrord den hl. Bonifatius im Jahre 722 zum Bischof der Friesen weihen wollte, erklärte dieser, daß er das vorgeschriebene Alter von 50 Jahren noch nicht ganz (plene) erreicht habe; danach würde er also um das Jahr 675 geboren sein.

solchen Eindruck, daß sein Verlangen, Ordensmann zu werden, noch gesteigert wurde. Endlich entdeckte der Knabe seinen geheimen Wunsch dem Vater. Dieser wollte sich von seinem Lieblinge nicht trennen und suchte ihn theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen, theils durch Bitten von seinem Vorhaben abzubringen. Unter anderm stellte er ihm vor, daß er später sein Erbe und Nachfolger werden solle und auf dem elterlichen Gute ein viel thätigeres Leben führen könne als im stillen Kloster. Aber der kleine Bonifatius ließ sich durch den Widerspruch seines Vaters nicht umstimmen; im Gegentheil, immer heißer wurde sein Verlangen, immer fester sein Entschluß, in einen Orden zu treten und Priester zu werden.

Die alles zum Besten der Menschen leitende Vorsehung fügte es, daß der Vater endlich seinen Widerspruch aufgab. Um diese Zeit erkrankte er nämlich schwer, und ernste Gedanken des Todes traten an ihn heran; er genas zwar wieder, fühlte aber beständig eine große Schwäche in sich. Dadurch wurde der Vater zur Nachgiebigkeit gestimmt und entschloß sich, den Willen seines Sohnes, in dem er nun den Willen Gottes sah, zu erfüllen und ihn einem Kloster zu übergeben. Er versammelte daher seine Verwandten, theilte ihnen seinen Entschluß bezüglich des kleinen Bonifatius mit und befahl, ihn in das Kloster Udescancastre zu bringen, welches an der Stelle der heutigen, großen Fabrikstadt Exeter lag. Bonifatius war damals erst etwa 6 Jahre alt; seine Verwandten lehrten ihn, wie er seinen Wunsch dem Abt Wolfhart vortragen müsse, und Bonifatius trug seinen Herzenswunsch in so kindlicher, rührender Weise vor, daß der Abt ihm mit Zustimmung aller Brüder die Aufnahme in das Kloster zusagte und unter den vorgeschriebenen Gebeten und Ceremonien vollzog. Es war damals nichts Ungewöhnliches und auch durch die Klosterregel des hl. Benediktus ausdrücklich gestattet, daß Kinder noch im zarten Alter von ihren Eltern einem Kloster wie ein Opfer übergeben wurden, damit sie für den Dienst der Kirche erzogen würden, ähnlich wie es im Alten Bunde mit dem Propheten Samuel geschehen war. In den Klöstern blieben die Kinder vor den bösen Einflüssen und Gefahren der Welt, vor den Thorheiten und Sünden der Jugend bewahrt, nahmen nur gute Eindrücke in sich auf und wurden mit liebevoller Fürsorge unterrichtet und erzogen, sodaß sie später sich dem Dienste Gottes widmen konnten. Weil das Heil der Kinder im Kloster gesichert schien, und weil zur Zeit des Heidentums die Eltern eine volle, unbedingte Gewalt über

das Kind hatten, so hielten sich die Eltern zu einem solchen Schritte berechtigt; ihr Wille galt auch den Kindern als maßgebend, sei es als Pflicht, sei es als Rat. Jedoch durften solche Kinder nicht vor einem bestimmten Alter, meistens nicht vor dem 25. Jahre, die Ordensgelübde ablegen und konnten auch wieder austreten, falls sie in dem Ordensleben nicht ihren Beruf erkannten; denn in Sachen des Berufs hat der Wille der Eltern keine unbedingt verpflichtende Kraft. In dem vorliegenden Falle beruhte die Übergabe an das Kloster allerdings hauptsächlich auf dem Willen des Knaben selber, indem der Vater seinem Drängen nachgab und ihn mit Zustimmung der Familie in feierlicher Form dem Kloster übergab.

Die Erziehung des kleinen Bonifatius nahm in dem Kloster Exeter den günstigsten Verlauf. Er lernte mit großem Eifer, aber ebenso eifrig lag er auch den Übungen der Frömmigkeit ob, sodaß er gleichmäßig im Wissen wie in der Tugend voranschritt. In der Benutzung der Zeit war er sehr gewissenhaft; jeden Augenblick benutzte er zum Studium oder zu religiösen Übungen; das Gebet liebte er sehr und betete ungemein viel. Er suchte das Wort des Psalmisten (Ps. 33, 2) zu erfüllen. „Den Herrn will ich preisen zu jeder Zeit, sein Lob sei immer in meinem Munde.“ So legte der hl. Bonifatius schon im zarten Knabenalter den Grund zu jener Heiligkeit und Gelehrsamkeit, welche ihn im spätern Alter zierten und zu so segensreichem Wirken befähigten. Auch an dem heiligen Bonifatius sehen wir, daß die meisten Heiligen schon in früher Jugend sich durch ungewöhnliche Frömmigkeit auszeichneten.

Nachdem Bonifatius in einigen Jahren die vorbereitenden Studien und die ersten klösterlichen Übungen in Exeter beendet hatte, begab er sich — ungefähr 14 Jahre alt — mit Zustimmung seines Abtes in das Kloster Nuthscelle, welches in der Grafschaft Southampton lag und dessen Schulen unter der Leitung des gelehrten und frommen Abtes Wynbercht blühten. Dort sollte der reichbegabte Geist des angehenden Mönches noch weiter entwickelt, und sein großer Wissensdurst in höherm Maße befriedigt werden. In der dortigen Klosterschule erlernte Bonifatius die höheren, weltlichen Wissenschaften, so Grammatik, Beredsamkeit und Dichtkunst; letztere liebte er sehr, und blieb auch später mit mehreren Dichtern durch Freundschaft verbunden, so mit dem Mönche Aldhelm, der herrliche Gedichte in angelsächsischer Sprache verfaßte und zugleich meisterhaft sang; ebenso mit dem König Aedilwald, welcher selbst auf dem Throne die Dichtkunst

pflegte; von diesem ist uns noch ein Brief an Althelm, seinen Lehrmeister in der Dichtkunst, erhalten nebst mehreren Gedichten, von denen eins eine Meerfahrt schildert und dem hl. Bonifatius gewidmet ist. ¹⁾ Ganz besonders aber lag der hl. Bonifatius den göttlichen Wissenschaften ob. Mit großem Eifer las er die heiligen Schriften des Alten und Neuen Bundes und erforschte sie nach ihrem buchstäblichen, allegorischen, mystischen und moralischen Sinne. Er drang immer tiefer in ihren geheimnisvollen Inhalt ein und lernte sie auf die verschiedenen Verhältnisse des menschlichen Lebens geschickt anwenden. Nachdem er so in der Studienzeit den Inhalt der Bibel seinem Geiste eingepägt hatte, konnte er später in seinen Reden und Schriften viele passende Stellen der Bibel verwerten und durch ihre geschickte Benutzung seine Predigten und Belehrungen klarer und lebendiger machen. Mit dem Streben nach Wissenschaft verband Bonifatius das Streben nach Frömmigkeit, ohne welche die Wissenschaft tot und unfruchtbar ist. Er übte Demut und Gehorsam, Arbeitsamkeit und Stillschweigen, besleißigte sich mit Ausdauer jeglicher Tugend und erfüllte die klösterliche Regel mit solcher Gewissenhaftigkeit und Treue, daß er alle andern Mitglieder des Klosters erbaute und von ihnen mit den Gefühlen der Ehrfurcht und Bewunderung betrachtet wurde. Weil er sich durch Wissenschaft und Frömmigkeit so sehr auszeichnete, wurde er bald zum Lehrer der jüngern Mönche gemacht. Mit einer vortrefflichen Lehrgabe ausgerüstet, widmete sich Bonifatius eifrig dem Unterrichte und der Erziehung, suchte allen alles zu werden, behandelte jeden entsprechend seinem Charakter und gewann aller Herzen durch sein liebevolles Wesen. Sein Ruf verbreitete sich weithin, sodaß zahlreiche, lernbegierige Schüler in das Kloster zum Besuche seiner Vorträge eilten und die Ordensleute anderer Klöster sich von seinen Schülern die Vorträge abschrieben. Wie sehr Bonifatius die Liebe seiner Schüler besaß, zeigte sich nach einer Reihe von Jahren dadurch, daß ihm viele nach Deutschland folgten und dort unter seiner Leitung im Missionswesen thätig waren. Diese Liebe seiner Schüler und der Ruf seiner Persönlichkeit machten den heil. Bonifatius aber nicht stolz, sondern waren für ihn nur ein neuer Antrieb, mit größerer Strenge die Pflichten seines Standes zu üben.

Weil jedes Kloster zur Vornahme der geistlichen Handlungen der Priester bedurfte, so wurde Bonifatius zum Priester

¹⁾ Brief und Gedichte mitgeteilt von Jaffé, Epist. 5 und 6.

ausersehen. Dieser drängte sich in seiner Demut zwar nicht zum Empfange der heiligen Weihe, entschloß sich aber zum Empfange derselben und bereitete sich gewissenhaft durch Gebet, Betrachtung und Werke der Frömmigkeit darauf vor. Weil der göttliche Heiland mit 30 Jahren seine öffentliche Thätigkeit begann, so wurde in England die Priesterweihe im 30. Jahre empfangen. In diesem Alter, also etwa um 705, empfing sie auch der hl. Bonifatius. Bei dem Empfange der Priesterweihe war es Sitte, dem neugeweihten Priester zum Zeichen der Glückwünsche Geschenke zu überreichen. Auch Bonifatius empfing bei dieser Gelegenheit zahlreiche Geschenke, verteilte sie aber an Freunde und Notdürftige. Der Empfang der priesterlichen Würde war für den heil. Bonifatius ein neuer Sporn, immer sorgfältiger nach persönlicher Heiligkeit zu streben, sich in aller Tugend zu vervollkommenen und durch ein heiliges Leben den hohen Anforderungen seines erhabenen Standes zu entsprechen. Es schwebte ihm das Wort des Apostels Paulus (1 Kor. IX, 27) vor: „Ich züchtige meinen Leib und bringe ihn zur Unterwürfigkeit, damit ich nicht, währen dich anderen predige, selber verworfen werde“. Wein und berauschende Getränke genoß Bonifatius gar nicht und tötete sich durch Fasten und Enthaltbarkeit ab. Er besorgte gewissenhaft alle ihm im Kloster aufgetragenen Dienste, nahm an den klösterlichen Übungen pünktlich und gewissenhaft Anteil und zeigte sich durch Wort und Wandel als das Muster eines wahren Ordensmannes. Obwohl er freundlich, milde und zuvorkommend gegen alle war, so verband er doch auch, wenn es nötig war, mit der Milde die erforderliche Strenge, war fern von allem schmeichlerischen Wesen gegen hochstehende Personen und kannte in seinen Ermahnungen und Belehrungen kein Ansehen der Person. Schon damals machte sich in ihm die Neigung geltend, gerade den ärmsten und verlassensten Menschen seine Thätigkeit zuzuwenden. Durch diese persönlichen Tugenden und seine segensreiche Wirksamkeit gewann Bonifatius immer mehr an Ansehen und Achtung bei den Menschen. Das zeigte sich unter andern auch bei folgendem Vorgange. Im Königreiche Wessex herrschte damals Ina (688—725), ein gerechter und weiser König, welcher unter Beihilfe der Bischöfe durch ein neues Gesetzbuch die christliche Ordnung streng durchführte und christliche Kunst und Wissenschaft eifrig beförderte. Als einst eine Empörung im Volke entstand, versammelte der König Ina die angesehensten Männer geistlichen und weltlichen Standes, um mit ihnen über

diese Angelegenheit zu beraten. Bevor man aber einen Entschluß faßte, wollte man sich mit dem Erzbischof von Canterbury über diese Sache verständigen und beschloß, zu diesem Zwecke einen Gesandten an ihn zu senden. Bonifatius wurde dem Könige als die geeignete Persönlichkeit zu dieser Mission genannt und auch von der ganzen Versammlung dazu gewählt. Dieser begab sich zu dem Erzbischof Berchtwald von Canterbury, unterhandelte mit ihm über die fragliche Angelegenheit und kehrte dann zum Könige und der Versammlung zurück, um die Antwort des Erzbischofs zu überbringen. Die Versammlung war allgemein sehr erfreut, daß Bonifatius die Sache so rasch und glücklich erledigt hatte. Sein Ansehen stieg dadurch bei den weltlichen Großen und den kirchlichen Würdenträgern so sehr, daß er von da ab zu allen Synoden zugezogen wurde. Auch mit dem Erzbischof blieb er von da ab in näherer Beziehung und gedenkt desselben in seinen Briefen unter Ausdrücken hoher Verehrung. Durch diesen Verkehr mit hohen weltlichen und geistlichen Personen und durch die Teilnahme an den Synoden sammelte sich Bonifatius viel Erfahrung, die ihm in seinem spätern Leben sehr zu statten kam.

Drittes Kapitel.

Der hl. Bonifatius widmet sich dem Missionswesen in Friesland 716; erste Reise nach Rom 718—719.

Als gegen Ende des 7. und Anfang des 8. Jahrhunderts das Saat Korn des christlichen Glaubens in England die herrlichsten Früchte hervorbrachte, ergriff die angelsächsische Geistlichkeit ein mächtiges Verlangen, das Christentum auch in der alten germanischen Heimat auszubreiten. Die Angelsachsen waren damals ungefähr schon ein Jahrhundert zum Christentum bekehrt und genossen seine Segnungen im reichsten Maße, während die blutsverwandten Stämme Deutschlands noch in der Finsternis des Heidentums saßen. In England war der Zwiespalt zwischen Angelsachsen und Briten zwar noch nicht ganz ausgeglichen, aber die Gefahr einer Kirchenspaltung war durch den eifrigen, kirchlichen Sinn der Angelsachsen abgewendet worden. Bei den Briten im Westen der Insel blühte ebenfalls das kirchliche Leben. Aus ihren zahlreichen, bevölkerten Klöstern setzten Mönche nach dem Festlande über, teils aus dem angeborenen, briti-

ſchen Wandertriebe, theils in der Abſicht, dort mit der katholiſchen Lehre ihre national-kirchlichen Anſchauungen zu verbreiten, welche ſie in der Heimat mit Zähigkeit ohne Hoffnung auf dauernden Erfolg verteidigten. Durch dieſe britiſchen Mönche konnte in Deutschland eine ſehr gefährliche Spaltung entſtehen, welche die lebenskräftige Fortdauer der katholiſchen Kirche in Frage ſtellte, falls nicht die ſtrengkirchliche Partei die Oberhand erhielt. Auch bei den Angeln gab es zahlreiche Klöſter, mit Männern angefüllt, die gern für die Ehre Gottes und das Heil der Menſchen bis zur Dahingabe ihre Lebens thätig waren. Da nun überdieß die Angeln von Natur einen großen Wandertrieb hatten und der Menſch ſich gedrungen fühlt, das, was ſein eigenes Herz wahrhaft beglückt, auch dem Mitmenſchen mitzuteilen, ſo iſt es natürlich, daß die Angeln ſcharenweiſe nach Deutschland eilten, um dort ihre blutsverwandten Stämme aus der Finſternis des Heidentums zu befreien, vor den Gefahren der Spaltung und des Irrglaubens zu bewahren und die Segnungen des ewigen Heils ihnen zu vermitteln. Wohl kamen manche von dieſen Glaubensboten theils auf der Reiſe, theils durch das Schwert verblendeter Heiden, theils durch Unglücksfälle um, aber immer neue traten an ihre Stelle und begannen das ſchwierige Werk mit neuem Mute. Das Beiſpiel des hl. Auguſtin, des hl. Patritius und anderer chriſtlicher Glaubensboten ſchwebte ihnen ermutigend und anfeuernd vor der Seele; nach ihrem Vorbilde im Dienſte Gottes und der Nächſtenliebe zu ſterben, galt ihnen als ein koſtbarer Tod und als der Weg zum Himmel. Nur wenige Namen von dieſen Glaubenshelden ſind uns erhalten und in der Geſchichte aufgezeichnet, aber ſie ſtehen alle im Buche des ewigen Lebens.

Dieſe Sehnsucht, den heidniſchen Deutſchen das Licht des Evangeliums zu bringen, ergriff auch den hl. Bonifatius, deſſen Herz voll opferwilliger Liebe zu Gott und dem Nächſten war. Die Achtung und Liebe, welche ihm von ſeinen Mitmenſchen zu teil wurde, die hohen Ehrenſtellen, welche ihm bei ſeiner Wiſſenſchaft und Frömmigkeit und bei ſeiner Abſtammung von angeſehenen Eltern offen ſtanden, vermochten ſein Herz nicht an England zu fesseln. Hohe Ehrenſtellen und Anſehen vor der Welt erſtrebte der demütige Ordensmann überhaupt nicht; er ſuchte nur die Ehre Gottes und das Heil der Seelen. In England ſah Bonifatius das Volk im geſicherten Beſitze des chriſtlichen Glaubens und zahlreiche Prieſter und Klöſter im Dienſte der Seelſorge thätig. In Deutschland fehlte es noch

an Arbeitern im Weinberge des Herrn, da war die Ernte groß, der Arbeiter aber verhältnismäßig wenige. Deshalb erfasste auch Bonifatius eine heilige Sehnsucht, sein Vaterland zu verlassen und sich der Bekehrung der heidnischen Deutschen zu widmen. Er entdeckte den heißen Wunsch seines Herzens dem Abte des Klosters und bat ihn um seine Zustimmung. Dieser zögerte eine Zeitlang, da er eine solche Kraft dem Kloster seiner Heimat erhalten wollte, gab aber später seine Zustimmung. Die Brüder des Klosters sahen den allgemein beliebten und verehrten Bonifatius ungern scheiden, nahmen unter Thränen von ihm Abschied, versahen ihn mit dem Nötigen für die Reise und begleiteten ihn mit ihren frommen Gebeten und Wünschen. Bonifatius legte mit zwei Genossen den Weg vom Kloster bis nach Lundenwich, dem heutigen London, zu Fuß zurück. Bei dem großen Verkehr, der dort in Folge des Handels herrschte, fand er bald ein Schiff, dessen Herr ihn nach Erlegung des Fahrgeldes aufnahm und, unterstützt von günstigem Winde, bald nach Dorstet brachte, dem heutigen Wyf by Duurstede in Holland. Wegen seiner günstigen Lage am Rhein, von dem sich hier ein Arm, der Leck, abtrennt, war Dorstet schon zu den Zeiten der Römer unter dem Namen Batavodurum ein befestigter Handelsplatz, wovon sich noch Wälle erhalten haben, und lag im Lande der Friesen.

Von den zahlreichen Mündungen des Rheines bis zur Emsmündung längs der Küste der Nordsee wohnten damals die Friesen, ¹⁾ ein echt germanischer Volksstamm, stolz auf seine Freiheit. Der Wahlspruch der Friesen war: Lewer duad as Slaw, lieber tot als Sklave; sie waren voll Anhänglichkeit an das Alte, allen Fremden mißtrauend, gestählt im Kampfe mit den heftigen Wogen und Stürmen des Meeres. Die Friesen waren ohne Bildung und Gesittung und wohnten längs der Meeresküste theils auf hohen Hügeln, theils auf Gerüsten, welche sie den Meeresfluten entsprechend hoch gebaut hatten. Ihre Nahrung bildeten meistens Fische, welche sie in Netzen, aus Seegras geflochten, oder zur Zeit der Ebbe auch mit den Händen fingen. Weil das Meerwasser salzig ist, bewahrten sie in Cisternen Regenwasser zum Tranke auf. Übrigens lebten sie vom Raube; heutigierig fuhren sie mit ihren kleinen Rähnen auf das Meer hinaus und raubten und plünderten, wo sie etwas

¹⁾ Das Wort Friesen wird theils von frei, theils von dem altdeutschen Worte freisan, wagen, hergeleitet.

finden. Weil sie als Küstenbewohner auf das Meer angewiesen waren, so suchten sie das feindliche Element des Meeres durch Menschenopfer zu versöhnen und sich geneigt zu machen. Die Menschen wurden durch das Los zu Opfern bestimmt und zur Zeit der Meeresflut am Strande ausgesetzt, damit sie von den Wellen verschlungen wurden und ertranken. Bisweilen wurden die Opfer auch erhängt oder erdroffelt. Mit ihren Grenznachbarn, den Franken, führten die Friesen oft heftige Kriege, in welchen sie meistens besiegt und zur Zahlung eines Tributs gezwungen wurden. Die Friesen lebten in selbständigen Gemeinden, erschienen aber auch oft, besonders im Kriege, unter einem König geeint. Weil sie von den Franken unterdrückt wurden und diese christlich waren, so sahen sie im Christentum eine Gefahr für ihre Freiheit und setzten den fränkischen Glaubensboten großen Widerstand entgegen. Von fränkischen Glaubensboten waren bei ihnen wirksam der hl. Bischof Amandus von Mastricht, der hl. Eligius von Noyon, der hl. Bischof Wulfram von Sens, welcher besonders gegen die Menschenopfer eiferte. Weil die Friesen für die Ausbreitung des Christentums durch fränkische Missionare wenig Empfänglichkeit zeigten, so waren auch angelsächsische Missionare bei ihnen thätig, so der hl. Vivinus, der Bischof Wilfrid von York, die Mönche Egbert und Wigbert. Wilfrid hatte einigen Erfolg und weihte zum Bischof der Friesen den Suidbert. Weil dieser aber keine seinen Mühen entsprechende Frucht sah, so verließ er Friesland, war in den Gegenden der Ruhr und Lippe für das Christentum thätig und gründete auf einer Rheininsel das berühmte Kloster Kaiserswerth, wo er um 715 starb.¹⁾ Der Hauptapostel der Friesen ist aber der hl. Willibrord, welcher 657 in England geboren wurde. Von seinem frommen Vater einem Kloster zur Erziehung übergeben, widmete er sich dem Ordensleben und bildete sich im Kloster zum Glaubensboten für Deutschland aus. Im Jahre 690 begab er sich nach dem Vorbilde der Apostel mit 11 Genossen nach Friesland und war dort an der Ausbreitung des Christentum bis zu seinem Tode 739 thätig, im ganzen mit Erfolg, jedoch wegen des Widerstandes der Friesen und ihrer Kriege mit mehrfacher Unterbrechung. Zweimal war er in Rom, wo er vom Papste zum Erzbischof der Friesen

¹⁾ Als dem Apostel des bergischen Landes wurde ihm im J. 1859 auf einem reizenden Berge an der Wupper bei Elberfeld ein Denkmal gesetzt. Kaiserswerth ist jetzt protestantisches Missions- und Diakonissenhaus.

mit dem Sitze in Utrecht geweiht wurde. Auch in Dänemark war er thätig; als er von dort nach Friesland zurückkehrte, landete er an der Küste von Helgoland, welches von den Heiden für so heilig gehalten wurde, daß nicht einmal ein Tier auf der Insel getödet werden durfte. Da Willebrord mit seinen Genossen ein Tier fing und schlachtete, um ihren Hunger zu stillen, so ließ ihn der König Radbot wutentbrannt zu sich kommen und wollte zur Sühnung des Vergehens ein Menschenopfer darbringen. Aber Willibrord trat dem König mutig und entschlossen entgegen und hielt ihm seinen Aberglauben und seine Sünden so überzeugend vor, daß er ihn unverfehrt mit seinen Genossen ziehen ließ. Auch dem Frankenreiche wandte er seine Thätigkeit zu und gründete als Stützpunkt für seine Missions-thätigkeit das Kloster Echternach, wo er auch seine letzte Ruhe-stätte fand. ¹⁾

Als der hl. Bonifatius im Jahre 716 an der friesischen Küste landete, betrat er mit einem innigen Gebete zu Gott um seinen Segen die erwählte Stätte seiner Missionsthätigkeit. Damals lagen gerade die Friesen im Kampfe mit den Franken, bei welchen nach dem Tode des ältern Pippin Thronstreitigkeiten unter seinen Erben ausgebrochen waren. Die Friesen errangen einige Vorteile über die Franken, verjagten sie aus ihrem Lande und drangen plündernd bis nach Köln vor. Triumphierend zerstörten sie die christlichen Tempel, verjagten größtenteils die christlichen Glaubensboten und suchten den heidnischen Gözendienst wiederherzustellen. Da entrann aber Pippins Sohn, der kräftige Karl Martell, dem Kerker, in welchem ihn seine Stiefmutter gefangen hielt, stellte sich an die Spitze der fränkischen Truppen, verjagte die Friesen und züchtigte sie durch einen Kriegszug. In dieser unglücklichen Zeit, wo zwischen Friesen und Franken ein erbitterter Kampf entbrannte, das Christentum fast vernichtet war und das Heidentum neu aufblühte, kam Bonifatius nach Friesland. Die Bewohner des Landes zeigten unter diesen Umständen wenig Empfänglichkeit für den Samen des Christentums. Bonifatius blieb einige Zeit in Dorstet; später begab er sich nach Utrecht, welches auch Trecht genannt

¹⁾ Echternach, im heutigen Großherzogtum Luxemburg gelegen, ist berühmt durch seine Springprozession am Pfingstdienstag, bei welcher abwechselnd 2 Schritte voran und ein Schritt zurück gemacht werden. Die Zahl der Springenden stieg in unserm Jahrhundert schon auf 15 000. Es ist eine Dankprozession für die Befreiung vom Weitztanze, welcher einmal verwüsthend dort herrschte.

murde und die älteste Stadt des Landes ist. Dort residierte König Radbot, welcher stets ein unversöhnlicher Feind des Christentums gewesen und gegen alle Ermahnungen der christlichen Glaubensboten verstockt geblieben war. Mutig und entschlossen trat der hl. Bonifatius vor ihn hin, hielt ihm die Unvernünftigkeit des heidnischen Aberglaubens vor und ermahnte ihn, dem Heidentum zu entsagen und Christ zu werden, aber vergebens; Radbots hartes Herz blieb verstockt, doch trat er nicht feindlich gegen Bonifatius auf. Sommer und Herbst des Jahres 716 brachte Bonifatius in Friesland zu, ohne bei dem König oder dem Volke einen den Mühen entsprechenden Erfolg zu haben. Ob Bonifatius in dieser Zeit den eigentlichen Apostel Frieslands, den hl. Willibrord, getroffen oder ob letzterer wegen des Krieges abwesend war, ist uns nicht überliefert worden. Im Spätherbst (716) entschloß sich Bonifatius zur Rückkehr nach England, hoffend, wo anders eine segensreichere Thätigkeit zu finden. Obgleich diese Reise nach Friesland von keinem Erfolg gekrönt war, so war sie doch nicht ohne Nutzen für den hl. Bonifatius. Er sah mit eigenen Augen Land und Volk der Friesen, ihre Sitten und Gebräuche, lernte durch persönliche Erfahrung ein verblendetes, heidnisches Volk kennen und sammelte sich Erfahrung für seine spätere Missionsthätigkeit. Zugleich unterrichtete er sich über die Zustände im fränkischen Reiche, welche für das Missionswesen von großer Wichtigkeit waren. Es mußte sich dort entscheiden, ob das Reich sich in innern Zerwürfnissen auflöste oder ob eine feste Regierung sich bildete, unter deren Schutze das Missionswesen sich sicher entfalten konnte.

Als Bonifatius in sein Kloster Mhutselle zurückkehrte, nahmen ihn die Brüder mit Freude und Liebe auf. Bonifatius gab sich mit dem alten Eifer den Übungen des klösterlichen Lebens hin. Zu seinem größten Bedauern fand er den Abt Wynbercht so gealtert und so hinfällig, daß sein baldiger Tod zu befürchten stand. Er starb denn auch kurz nachher eines erbaulichen Todes im Kreise seiner Brüder; sein Verlust erfüllte die Ordensbrüder mit größter Betrübniß; der hl. Bonifatius tröstete sie mit geistvollen Worten und ermahnte sie, die Satzungen des Klosters stets mit Eifer zu befolgen und dem neuen Obern sich demütig zu unterwerfen. Alle baten jedoch übereinstimmend und dringend den hl. Bonifatius, ihr Abt zu werden und die Leitung des Klosters zu übernehmen. Vielleicht entsprach der hl. Bonifatius den Bitten seiner Ordensbrüder

und übernahm vorläufig die Leitung des Klosters, sicher hat er diese Bürde aber für die Dauer abgelehnt. Er trug sich stets mit dem Gedanken, auf jede ehrenvolle Stellung in seinem Vaterlande zu verzichten und aller Anhänglichkeit an die Verwandtschaft zu entsagen, um in Deutschland bei den Heiden für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen zu wirken. Die Millionen Heiden, welche in der Finsternis des Heidentums schmachteten, schwebten ihm lebendig vor der Seele; ihre Bekehrung war sein Herzenswunsch. Deshalb erfüllten ihn die flehentlichen Bitten seiner Ordensbrüder um Übernahme der Abtswürde mit Kummer. Zugleich dachte er mit Besorgnis an die Zukunft des Klosters, er fürchtete nämlich, bei dem Mangel eines tüchtigen Abtes könnte die klösterliche Zucht leiden und das Kloster in jenen unruhigen Zeiten der Auflösung entgegengehen. So wurde Bonifatius einige Zeit von der Durchführung seines Planes abgehalten, bis sein Bischof Daniel von Winchester die Schwierigkeit hob. Als Bonifatius ihm sein bekümmertes Herz ausgoß, ernannte dieser den Mönch Stephan, einen ausgezeichneten Mann, zum Abte und gestattete dem hl. Bonifatius, sich dem Missionswesen zu widmen.

Weil seine Bemühungen für das Christentum in Friesland keinen Erfolg gehabt hatten und dieses Land in der Person des hl. Willibrord einen tüchtigen Apostel hatte, so dachte Bonifatius daran, dieses Mal in das Innere Deutschlands vorzudringen. Zuvor aber wollte er eine Wallfahrt nach Rom machen, um an dem Grabe der Apostelfürsten Petrus und Paulus zu beten, sich und sein Werk unter den Schutz des Papstes zu stellen und von ihm, dem gemeinsamen Vater der Christenheit, sich Vollmacht, Segen und Rat zu erbitten. Bonifatius wußte aus der Geschichte seines Volkes, daß die ersten Glaubensboten Englands vom Papste gesandt waren und unter dessen Leitung mit großem Erfolge das Christentum ausgebreitet hatten. Auch die Glaubensboten anderer Länder, z. B. der hl. Patritius, der hl. Willibrord, der hl. Kilian, der hl. Kolumban, wallfahrteten nach Rom, holten sich vom Papste die kirchliche Sendung und erfreuten sich dann bei ihrer Wirksamkeit in besonderer Weise des göttlichen Segens. Ferner stand die angelsächsische Kirche in lebendiger Verbindung mit dem Papste, dem Centrum der kirchlichen Einheit. Der Papst leitete und regierte wie die ganze Kirche, so auch die Kirche Englands; er errichtete dort die bischöflichen Sitze, bestätigte die Wahl der Bischöfe und die Beschlüsse der Konzilien und hatte in allen Fragen das

entscheidende Wort. Wohl übten auch die Könige bei der engen Verbindung von Staat und Kirche einen großen Einfluß in der Kirche aus, aber stets beugten sie sich vor dem Papste als dem obersten Hirten der Kirche und wallfahrteten nicht selten nach Rom oder erbaten sich den Segen des Papstes durch Weihspenden. Da überdies die Angelsachsen von Natur einen großen Wandertrieb hatten und gern wallfahrteten, so lag dem heiligen Bonifatius der Gedanke nahe, eine Wallfahrt nach Rom zu unternehmen, bevor er sich dem Missionswesen in Deutschland widmete. Auch sein würdiger Bischof Daniel von Winchester stimmte dem Plane einer Romfahrt zu und gab ihm zu dem Zwecke zwei Schreiben mit, einen Geleitsbrief für die Reise und einen Empfehlungsbrief an den Papst. Entsprechend den damaligen Verhältnissen, wo man bei dem Mangel von Herbergen auf den guten Willen der Menschen und besonders auf die Gastlichkeit der Klöster angewiesen war, hatte der Geleitsbrief ¹⁾ folgenden Wortlaut: „An alle durch Frömmigkeit und Milde ausgezeichneten Könige, an die gesamten Herzoge, an die sehr ehrwürdigen und geliebten Bischöfe, Ordensleute, Äbte, Priester und an alle Christen schreibt Daniel, Diener der Diener Gottes.

Wenn die Gläubigen auch alle Gebote Gottes mit der aufrichtigsten Frömmigkeit erfüllen müssen, so bezeugt doch die heilige Schrift, wie wichtig die Ausübung der Gastfreundschaft und wie angenehm Gott die Tugend der Menschenfreundlichkeit gegen Reisende ist. Abraham wurde wegen seiner Gastfreundschaft das Glück zu teil, daß er Engel beherbergte und sich mit ihnen unterhielt. Ebenso wurde Loth wegen seiner Gastfreundschaft aus den Flammen Sodomas gerettet. Grade so wird es auch Euch zum Heile gereichen, wenn ihr dem Inhaber dieses Geleitsbriefes, Wynfrit, einem Diener Gottes, Priester und Ordensmann, die Liebe erweist, welche Gott wohlgefällt, und die er befiehlt. Indem ihr Gottes Diener aufnehmt, nehmt ihr denjenigen auf, dessen Majestät sie dienen, und welcher also versprochen hat: „Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf“. Wenn ihr im Vertrauen auf Gottes Versprechen dieses mit frommem Herzen thut und die Gebote Gottes erfüllt, so werdet ihr von ihm ewigen Lohn empfangen. Die Gnade des Allerhöchsten möge euch unverfehrt erhalten.“

Nachdem die Verhältnisse des Klosters durch Ernennung eines Abtes gut geordnet und Bonifatius mit diesen Schreiben

¹⁾ Saffé, Epist. 11.

seines Bischofs versehen war, beschloß er sogleich abzureisen. Im Herbst des Jahres 718 verabschiedete er sich von seinen Ordensbrüdern und legte eilig zu Fuß den weiten Weg bis nach Lundenwich, dem heutigen London, zurück, wo der Mittelpunkt des Verkehrs mit dem Festlande war. Hier bestieg er ein Segelschiff, welches von mächtigem günstigen Winde getrieben, bald im nördlichen Frankreich an der Mündung des Ouent (jetzt Cache) in der Pikardie, nicht weit von Boulogne, landete. Bonifatius begab sich alsbald in das nahe Kloster von Ouentawich, welches nicht weit von dem heutigen Staples lag. Dort pflegten sich die Rompilger zu sammeln, um die Pilgerfahrt von dort ab gemeinschaftlich zu machen. Als sich eine hinlängliche Schar Pilger eingefunden hatte, brachen sie auf und durchwanderten Frankreich von Norden nach Südosten, unterwegs fleißig die Kirchen besuchend, um von Gott eine glückliche Reise zu erflehen. War das Reisen damals schon überhaupt mit großen Schwierigkeiten verbunden, so kamen für den hl. Bonifatius und seine Genossen noch besonders schwierige Umstände hinzu. Sie reisten im Spätherbste, wo schon die winterliche Kälte sich fühlbar machte, und nachdem sie Frankreich fast ganz durchwandert hatten, kamen sie zu den Alpen, dem höchsten und größten Gebirge Europas, dessen höchste Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind. Wie eine lange, gewaltige Mauer trennen sie das südöstliche Frankreich vom nordwestlichen Italien. Nur an einzelnen Stellen bieten Senkungen in der Gebirgskette und Querthäler die Möglichkeit, auf beschwerlichen Fußstegen, bald durch tiefe Thäler, bald an schwindelnden Abgründen vorbei, bald über steinige Höhen das Gebirge zu übersteigen. In alter Zeit war es ganz unmöglich, mit Wagen über die Alpen zu fahren. Noch bis zum vorigen Jahrhundert galt allgemein der Grundsatz: „Kein Rad geht über die Alpen“. Erst in unserm Jahrhundert hat menschliche Kraft im Kampfe mit der Natur die kunstvollen, bequemen Alpenstraßen erbaut. Der älteste, schon von den Römern benutzte Weg über die Alpen zwischen Frankreich und Italien führt über den großen St. Bernhard, einen mächtigen Gebirgsstock von ungefähr 10 000 Fuß Höhe, welcher zwischen den Thälern der Rhone und der Aosta, einem Nebenfluß des Po, liegt. Der einzige Fußpfad, der über das Gebirge führt und die beiden Enden der fahrbaren Straßen in den Thälern miteinander verbindet, hat eine Länge von 21 Stunden und wurde nur von einer größern Anzahl Pilger überschritten. Erst nach

der Zeit des hl. Bonifatius wurde von Karl dem Großen auf diesem vielbenutzten Alpenübergange wegen der vielen Unglücksfälle ein Hospiz errichtet, das weltberühmte St. Bernhards-Hospiz, dessen Mönche in opferwilliger Nächstenliebe die Reisenden gastlich aufnehmen. Nachdem Bonifatius und die andern Pilger auf diesem Wege die Alpen unter vielen Mühen und Beschwerden überschritten hatten, gelangten sie nach Italien, in welches damals die Langeobarden eingedrungen waren, einer der wildesten deutschen Volksstämme. Sie schoren sich den Hinterkopf ganz kahl, während vorn Haupthaar und Bart miteinander vermischt herabhingen, daher wurden sie gewöhnlich Langeobarden, das ist Langbärte, genannt. Im Jahre 568 hatten sie ihren Aufenthalt an der Donau verlassen und waren raubend, plündernd und mordend in Italien eingedrungen, um sich dort bessere Wohnsitze zu suchen. In den von ihnen eroberten Gebietsteilen des nördlichen und mittlern Italiens herrschten sie mit großer Willkür und Grausamkeit, plünderten Kirchen und Klöster, zerstörten Städte und Dörfer und ermordeten viele Einwohner. Die Truppen des oströmischen Kaisers, welche Italien verteidigen sollten, verfuhrten ebenfalls willkürlich und grausam mit den Bewohnern, sodaß eine vollständige Unsicherheit des Lebens und des Eigentums in Italien eintrat. Bonifatius entging mit seinen Gefährten glücklich allen Gefahren und langte gegen Ende des Jahres 718 in Rom an; dort lenkte er sogleich freudigen Herzens seine Schritte zur Kirche des Apostelfürsten Petrus, um Gott für die glückliche Beendigung der Reise zu danken und den Segen des Himmels durch den würdigen Empfang der heiligen Sakramente auf sich herabzuziehen.

In jener Zeit saß auf dem Stuhle des hl. Petrus der Papst Gregor II. (715—731), welcher stets mit Eifer auf das Wohl der Kirche bedacht war und sie mit Kraft und Einsicht regierte. Einige Tage nach seiner Ankunft ging Bonifatius zum Papste Gregor, eröffnete ihm den Zweck seiner Wallfahrt nach Rom und sein heißes Verlangen, sich dem Missionswesen in Deutschland zu widmen, und stellte sich ihm zur freien Verfügung. Der Papst sah ihn mit freundlicher Miene an und fragte ihn, ob er kein Empfehlungsschreiben von seinem Bischofe habe. Weil es in jener Zeit manche schismatische und irrgläubige Priester gab, welche unter den Gläubigen Verwirrung anrichteten, so wollte der Papst sich durch jene Frage Gewißheit verschaffen. Bonifatius zog aus der Tasche seines Gewandes

die Schreiben ¹⁾ des Bischofs Daniel und überreichte sie dem Papste, welcher sie in Empfang nahm und dann Bonifatius vorläufig entließ. Ohne Zweifel hatte Bischof Daniel in diesem besondern Schreiben an den Papst sich über die Person des Bonifatius näher ausgesprochen und ihn als den Mann hingestellt, welcher Wissenschaft und Frömmigkeit mit einer ausgezeichneten Lehrgabe vereinte und daher zum Glaubensboten bei den Deutschen besonders geeignet war. Überdies war Bonifatius als Angelsachse den Deutschen stammverwandt, mit Sprache und Sitten der Deutschen bekannt, und durfte so bei den deutschen Stämmen, welche mit den Franken in beständigen Kriegen lagen, eine viel bessere Aufnahme hoffen als die fränkischen Missionare. Daher erkannte der Papst alsbald in Bonifatius das geeignete Werkzeug zur Bekehrung der deutschen Stämme, die ihm als dem obersten Hirten der Kirche sehr am Herzen lagen; und weil mehrfach schismatische und irrgläubige Priester in Deutschland ihr Unwesen trieben, so beschloß er, um die Reinheit der Lehre besorgt, selber in besonderer Weise den Bonifatius für die Mission vorzubilden. Er ließ ihn daher mehrere Monate hindurch täglich zu sich kommen, überzeugte sich immer mehr von seinem echt kirchlichen Glauben, seinen persönlichen Tugenden, seiner reinen Absicht und besprach sich mit ihm eingehend über das Missionswesen in Deutschland. Den ganzen Winter 718—719 brachte Bonifatius in Rom zu; der Besuch der heil. Orte und der Umgang mit weisen, tugendhaften Männern bot ihm Gelegenheit genug, diese Zeit nützlich zuzubringen und sich für die Mission bei den heidnischen Deutschen vorzubereiten.

Unter dem Datum des 15. Mai im Jahre 719 stellte Papst Gregor dem hl. Bonifatius einen Missionsbrief aus, in welchem Deutschland als sein Missionsgebiet zwar nicht ausdrücklich bezeichnet wird, aber doch sicher vorher mündlich als

¹⁾ Dem Texte der Willibaldschen Biographie p. 445 und dem Zwecke seiner Romreise entspricht es, daß Bonifatius außer dem allgemeinen Geleitsbrief noch ein besonderes Schreiben an den Papst seitens des Bischofs Daniel besaß, was besonders Simson in seiner Übersetzung der Biographie befreitet. Willibald unterscheidet *carta* und *litterae*. Die hervorragende Befähigung des hl. Bonifatius für das Missionswesen, sein glühendes Verlangen, ein Apostel der Heiden zu werden, der Empfang bei dem Papste seine vorläufige Entlassung und sein späterer Umgang mit dem Papste legen doch den Gedanken eines besondern Empfehlungsschreibens an den Papst seitens des Bischofs nahe.

solches festgesetzt war.¹⁾ Der Brief ist uns noch erhalten und hat folgenden Wortlaut:

„Gregor, Knecht der Knechte Gottes, an den gottesfürchtigen Priester Bonifatius.

Nachdem du uns deinen in der Liebe zu Christus gefaßten Vorsatz kund gethan hast und wir deinen lautern Glauben geprüft haben, so fühlen wir uns gedrungen, zur Ausbreitung des göttlichen Wortes, wofür die Sorge uns durch die Gnade Gottes obliegt, dich zum Gehilfen zu nehmen. Da du von Kindheit an die heiligen Wissenschaften erlernt hast, wie wir erfahren haben, und da du das vom Himmel erhaltene Talent im Hinblick auf die göttliche Liebe fruchtbar verwerten willst, indem du die Gnade der himmlischen Erkenntnis auf die Verkündigung des Heils verwenden und die ungläubigen Heiden mit den Geheimnissen des Glaubens bekannt machen willst, so freuen wir uns über deinen Glauben und wollen den dir verliehenen Gnaden gern förderlich sein. In deinem frommen Eifer hast du vorsichtig dein Vorhaben dem Apostolischen Stuhl unterbreitet, damit du als Glied des Körpers vernünftigerweise das Haupt fragst, dich demütig dem Haupte unterwirfst, unter seiner Leitung auf dem rechten Wege voranschreitest und mit ihm in fester Verbindung bleibst. Deshalb wollen wir im Namen der unteilbaren Dreieinigkeit, durch die unerschütterliche Autorität des hl. Apostelfürsten Petrus, dessen Lehramt wir verwalten, und dessen Stelle wir einnehmen, deinen hl. Dienst gesetzmäßig regeln und verordnen also: daß du im Worte der göttlichen Gnade mit dem heilbringenden Feuer, welches der Herr auf die Erde gebracht hat, und das in dir zu brennen scheint, unter dem Schutze Gottes zu allen in den Fesseln des Irrtums liegenden Völkern eilen kannst, dem Reiche Gottes durch die Verkündigung des Namens Christi, unsers Herrn und Gottes, und durch die Lehre der Wahrheit dienst und den ganzen Inhalt des Alten und Neuen Testaments in voller Übereinstimmung durch den Geist der Tugend, der Liebe und der Mäßigkeit den unwissenden Heiden vermittelst. Bei denjenigen, welche mit Hilfe der zuvorkommenden Gnade Gottes gläubig werden, sollst du die Sacraments-Ordnung sorgfältig beobachten, welche wir dir nach dem Formular unsers heiligen Apostolischen Stuhles zu deiner Unterweisung mitgeteilt haben. Wenn dir bei deinem Unternehmen etwas fehlen sollte, so trage Sorge,

¹⁾ Saffé, Epist. 12.

uns möglichst bald Mitteilung zu machen. Lebe wohl. Gegeben am 15. Mai 719."

Durch diese denkwürdige Urkunde hat Papst Gregor II. den hl. Bonifatius mit der notwendigen, geistlichen Vollmacht zur Bekehrung der Deutschen ausgerüstet. Wie ehemals die römischen Kaiser, die Beherrscher des Erdkreises, von Rom aus ihre Legionen aussandten, um in blutigen Kämpfen die deutschen Stämme niederzuwerfen und zur Anerkennung der römischen Oberhoheit zu zwingen, so sandte auch der Papst, der oberste Hirt der ganzen Kirche, von Rom den hl. Bonifatius aus, um die Deutschen durch die Verkündigung der Lehren des Heiles dem süßen, beglückenden Joche Jesu Christi zu unterwerfen und mit seiner die ganze Welt umfassenden Kirche zu vereinigen. Nur mit Mühe konnten die römischen Kaiser einige Zeit die anstürmenden, deutschen Völker niederwerfen und von den Grenzen ihres großen Reiches fern halten. Zur Zeit, als Bonifatius vom Papste nach Deutschland gesandt wurde, hatten deutsche Stämme das alte Römerreich, die größte Macht, welche die Welt je gesehen hatte, nach mehr als zwölfhundertjähriger Dauer bereits zerstört, einen großen Teil seiner Länder erobert und darin sich niedergelassen. Auch Rom, die Hauptstadt des alten Römerreichs, wurde von den deutschen Stämmen wiederholt erobert und wäre dem Erdboden gleich gemacht, wenn nicht die Päpste es gerettet hätten. So bewahrte Papst Leo der Große (440—461) durch seine Bitten und seine hohe, erhabene Erscheinung Rom zweimal vor dem Untergange, den ihm die alles zerstörenden Hunnen unter Attila (452), dem Schlächter der Menschheit, und die Vandalen unter dem wilden Geiserich (455) sicherlich bereitet hätten. Gregor I. (590—604) beschützte Rom mit den von ihm gesammelten Truppen und durch seinen moralischen Einfluß vor den Langobarden, die erobernd in Italien eingefallen waren. Ohne die Päpste hätte Rom das Schicksal vieler anderer Städte des Altertums geleidet und wäre wohl für immer zerstört worden, wie Babylon, Ninive, Theben, Karthago, welche trotz ihrer ehemaligen Größe Ruinen bleiben und keine Bedeutung wiedererlangen. Mit der Stadt Rom wäre aber zugleich alle Kultur und Civilisation vernichtet, und Europa der Barbarei für lange Zeit anheimgefallen. Doch die Päpste retteten nicht bloß Rom, sondern waren auch darauf bedacht, alle Völker für das Christentum und die Kultur zu gewinnen. In dieser Zeit der Verwirrung und der Zerstörung, wo rohe, ungebändigte Völker in Europa eindrangen und überall zerstörend

wirkten, verdoppelten die Päpste bei dem Anblicke des unermesslichen Glends in der Welt ihre Bestrebungen, Glaubensboten auszusenden und die Segnungen des Heils der gedrückten Menschheit mitzuteilen. So wurde Rom durch die eifrigen Bemühungen der Päpste für das Abendland der Ausgangspunkt des Christentums und der Kultur. Ehemals Sitz der römischen Weltmacht, wurde Rom später Sitz der römischen Päpste, welche stets auf die Ausbreitung der Kirche bedacht waren und von Rom aus ein neues geistiges Reich gründeten, das Reich des Friedens, der Wahrheit und Heiligkeit, welches an Größe, Macht und Dauer das alte Römerreich weit übertraf und nicht durch blutigen Kampf mit eisernem Schwerte, sondern mit dem Kreuze durch Worte des Friedens gegründet wurde. Mit diesem Plane, auf den Trümmern des alten Römerreichs zum Wohle der Menschheit das geistige, alle Völker in sich vereinigende Reich Jesu Christi in seiner ganzen Herrlichkeit aufzubauen, trug sich besonders lebhaft Papst Gregor der Große, der voll inniger Liebe zu Gott und voll Eifer für die Rettung der Seelen eine vielseitige, fruchtbare Thätigkeit entfaltete. Seine Nachfolger auf dem Päpstlichen Stuhle verfolgten den Plan weiter, so auch Gregor II., welcher den hl. Bonifatius aussandte, um in den dunkeln Wäldern Germaniens das Licht des Evangeliums zu verbreiten und seine Bewohner für das Reich Jesu Christi zu gewinnen.

Nachdem Bonifatius durch seine Missionsurkunde die kirchliche Sendung und auch den Segen vom Papste empfangen hatte, beeilte er sich zur Abreise und sammelte sich Reliquien von Heiligen, zu denen er eine besondere Andacht hatte, und deren Schutze und Fürsprache er sich und sein Werk besonders empfahl. An der Spitze einer Schar von Landsleuten, die sich ihm als Gehilfen angeschlossen hatten, verließ er Rom und durchwanderte das mittlere und nördliche Italien. In Pavia besuchte Bonifatius den Langobardenkönig Liutprand (712—744), welcher mit Umsicht und Kraft in dieser wirren Zeit die Ordnung zu schützen suchte. Bonifatius gab dem König zum Zeichen seiner Verehrung Geschenke; dieser nahm Bonifatius freundlich auf und ließ ihn einige Zeit an seinem Hofe verweilen, damit er sich von den Mühen der Reise erhole und zu den größern, bevorstehenden Anstrengungen stärke. Bei dem Abschiede empfing Bonifatius von Liutprand zum Zeichen treuer Freundschaft Geschenke, wie es bei den deutschen Stämmen Sitte war. Auch hatte der König Beziehungen mit der herzoglichen Familie von

Bayern und gab ihm Empfehlungen dorthin. Eine bayerische Prinzessin, Theodolinde, hatte nämlich früher einen Langobardenkönig geheiratet und nach der Anweisung Gregors I. eifrig für die Bekehrung des Volkes gewirkt. Von Pavia aus setzte Bonifatius seine Reise in der Ebene des nördlichen Italiens fort, bis er zu den Alpen gelangte, welche mit ihren hohen Bergen Deutschland von Italien trennen. Er wanderte in dem Thale der Adda hinauf, überschritt den Splügen und gelangte dann in das Thal des Hinter-Rheins. Es war das die uralte Verbindungsstraße zwischen Deutschland und Italien, welche in zahllosen Zickzackwegen bald durch tiefe Thäler zwischen hohen Berggipfeln, bald über mächtige, schroff ansteigende Anhöhen, bald über ungeheure Felsen an schwindelnden Abgründen vorbeiführte und das ganze Mittelalter hindurch von den deutschen Kaisern auf ihren Römerzügen wie auch von allen Kaufleuten, Pilgern und Kreuzfahrern benutzt wurde. Erst im Anfange unsers Jahrhunderts sind die größten Schwierigkeiten dieser Straße nach manchen vergeblichen Versuchen beseitigt worden. Nach vielen mühevollen und gefährlichen Märschen gelangte Bonifatius endlich auf deutschen Boden, die lang ersehnte Stätte, welche ihm der Papst zu seiner Wirksamkeit überwiesen hatte. Bevor wir aber diese Wirksamkeit ins Auge fassen, müssen wir zunächst den Boden betrachten, auf welchen Bonifatius den Samen des Evangeliums austreuen sollte.

Viertes Kapitel.

Zustand Deutschlands bei der Ankunft des hl. Bonifatius.

Als der hl. Bonifatius im Jahre 719 unser deutsches Vaterland betrat, bot es in jeder Hinsicht ein ganz anderes Aussehen dar als jetzt. Der bei weitem größte Teil des Landes war Wald, welcher jahrhundertlang sich selbst überlassen gewesen war, ohne die ordnende Hand des Menschen an sich zu erfahren. In diesem Urwalde war die Eiche der verbreitetste Baum, welche nicht selten einen solchen Umfang erreichte, daß sie, zum Rahne ausgehöhlt, 30 Menschen trug. Das Überwiegen des Waldes bewirkte ein rauhes, feuchtes Klima. Die Ströme des Bodens waren sehr wasserreich und flossen in regellosem Laufe dahin; sie traten oft über ihre Ufer und bildeten große

Sümpfe und Moräste; im Winter froren sie so fest zu, daß einst auf der Donau zwei Heere gegeneinander kämpften. Kalte Nebel stiegen aus den sumpfigen Thälern auf. Nur sehr wenige Strecken des Landes waren angebaut und brachten Hafer, Gerste, Roggen und Flachs hervor. Wildes Obst wuchs in Menge in den Wäldern. In dem undurchdringlichen Dickicht der Wälder hauste eine Menge wilder Tiere, welche mit der Ausbreitung der Kultur und der Verbesserung der Schußwaffen verschwunden sind. Der Auerochs, das größte und wildeste von allen Tieren dieser Gattung, dem die starrende Mähne und die kurzen, kräftigen Hörner ein wildes Aussehen geben, der majestätische Riesenhirsch mit seinem riesigen, oft 4—5 Meter breitem Geweihe, das Elen, ein Hirsch von der Größe eines Pferdes mit breitem, schaufelartigem Geweih, das genügsame Rentier, der ungeschlachte Höhlenbär, das marderartige, aber größere und kräftigere Vielfraß, die scheußlich heulende Hyäne, der nimmer-satte Wolf, der heutigetierige Höhlenlöwe, der König der damaligen Tierwelt, der blutdürstige Luchs, der gefährliche Eber, die mächtige Wildkatze, diese und noch viele andere, ungefährliche Tiere, wie Hasen, Füchse und Rehe, fanden in den großen, dunkeln Wäldern Schutz und Nahrung, während hoch über Berg und Thal der Adler seine Kreise zog.¹⁾

Die Bewohner des Landes, die alten Deutschen oder Germanen, waren im ganzen Barbaren, welche ein wildes, unstetes Leben führten. Das Christentum wurde zwar in den ersten Jahrhunderten, als die Deutschen Grenznachbarn der Römer waren, in den Gebieten des Rheins und der Donau durch christliche Soldaten und Kaufleute ausgebreitet; im römischen Heere befanden sich wohl oft fromme, christliche Soldaten, wie der Hauptmann Kornelius, von dem die Apostelgeschichte (c. 10) erzählt. Daher entstanden zuerst in römischen Militär- und Handelsplätzen christliche Kirchen, so in Windisch, Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Koblenz, Trier, Köln im Westen, und Augsburg, Passau, Salzburg, Lorch im Süden; nach der

1) Ob das elefantenartige Mammut, das kolossale, plumpe Nashorn, das riesige Flußpferd noch zugleich mit dem Menschen in Deutschland lebten, ist zweifelhaft; die gefundenen Überreste lassen aber auf eine zahlreiche Existenz dieser Tiere schließen. Nach einem, um das Jahr 1000 geschriebenen Küchenzettel des Klosters St. Gallen wurde dort damals noch das Fleisch vom Wisent (Bison Europaeus) und Auerochsen (Bos urus) gegessen, was auf ihre damalige Existenz in den deutschen Wäldern schließen läßt.

Legende gründeten in Trier und Köln Eucharius, Valerius und Maternus, Schüler des heiligen Apostels Petrus, in Mainz Crescenz, ein Schüler des hl. Paulus, die ersten Kirchen; im Anfange des 4. Jahrhunderts waren dort sicher Bischöfe. Diese Kirchen wurden aber alle im 5. Jahrhunderte vollständig vernichtet, als rohe, unkultivierte Völker in Europa raubend, mordend und zerstörend umherzogen. Die größten Verwüstungen richteten die wilden Hunnen auf ihren Zügen an unter dem König Attila, der Gottesgeißel, sodaß weite Strecken längs der Donau und des Rheines mit Totengebeinen besäet waren und die auf den Krieg folgenden Seuchen ganze Gegenden entvölkerten. Doch bald nach jenen schrecklichen Verwüstungen der Völkerwanderung kamen Glaubensboten aus verschiedenen Ländern nach Deutschland und waren bei einzelnen Stämmen für die Verbreitung des Christentums thätig, aber sie verdrängten das Heidentum nicht, welches noch mächtig fortlebte. Es war im heutigen Deutschland bis auf den hl. Bonifatius noch kein Stamm vollständig zum Christentum bekehrt; nur deutsche Stämme, welche in andern Ländern sich Wohnsitze gesucht hatten, waren zum Christentum bekehrt, so die Franken im heutigen, nach ihnen benannten Frankreich, die Langobarden in Italien, die Burgunder in Burgund. Um daher das Wirken des hl. Bonifatius zu verstehen und entsprechend zu würdigen, müssen wir einen Blick auf das Heidentum unserer Vorfahren und die bei ihnen bestehenden Zustände werfen.

Die Germanen vergötterten die Kräfte der Natur und nahmen eine ziemliche Anzahl Götter und Göttinnen an, von welchen sie allerdings eine reinere und edlere Vorstellung hatten, als Griechen, Römer und morgenländische Völker. Ihr oberster Gott war Wodan, bei den nördlichen Germanen auch Odin genannt, welcher bald von seinem Throne durch ein Fenster der Himmelsburg die Menschen beobachtet, bald mit einem Eischenspeere in der Faust auf einem achtfüßigen Rosse rastlos durch die Lüfte jagt, von je zwei Wölfen und Raben begleitet, die ihm alles ins Ohr sagen, was sie sehen und hören. Dem Wodan wurden besonders Pferde geopfert, deren Köpfe an den Bäumen der heiligen Haine und an Dachgiebeln aufgehängt wurden; denn sie sollten das Haus vor Blitzschlag bewahren und fruchtbare Jahre bewirken. Aber auch Menschen wurden dem Wodan geopfert, besonders Sklaven und gefangene Feinde. Sein Sinnbild war die Sonne, daher wählten die Germanen ihre Begräbnis- und Opferstätten gern nach Sonnenaufgang

hin, die Ankunft des erlösenden Gottes sehnsuchtsvoll erwartend. Von den Wochentagen war ihm der Mittwoch geweiht, daher er noch jetzt in manchen Gegenden Deutschlands Wodanstag (englisch Wednes day) genannt wird. Wodans Gemahlin war die Freya, auch Frigga genannt, eine wilde Jägerin, welche bald mit dem Melkeimer in der Hand im blauen Gewande und weißen Schleier bei den Herden erschien, bald mit ihrem Gemahl durch das Land jagte; ihr war von den Tieren die Katze, von den Bäumen die Linde, von den Wochentagen der Freitag geweiht. Wodans Sohn war der Kriegsgott Ziu oder Tyr, auch Gar und Cri genannt, welchem der Dienstag heilig war.¹⁾ Ein anderer Sohn Wodans war der Donnergott Donar oder Thor, welchem der Donnerstag geweiht war; er wohnte auf den Bergen, von wo er bei Gewittern auf seinem mit Böcken bespannten Wagen donnernd durch die Lüfte fuhr und seinen von Zwergen geschmiedeten Hammer auf die Erde schleuderte, welcher jedesmal in seine Hände zurückkehrte. Böcke und Ziegen, Füchse und Eichhörnchen, Störche, rote Hähne und Rottelchen, Eichen, Eberesche und Hollunder waren ihm heilig. Er beschützte den Menschen gegen alle feindlichen Mächte der Natur und wurde daher hoch verehrt. Auch das Vieh wurde mit den Zweigen der ihm heiligen Eberesche gesegnet. Donar war überhaupt der gütige Beschützer des Menschen und seines Besitztums; daher brachte man nach beendeter Ernte vor den korngefüllten Häusern das Bild des ihm heiligen, roten Hahnes an, damit er das Haus vor Blitz und Feuer beschütze. Dieser Gebrauch liegt ohne Zweifel der jetzigen Sitte des Erntehahns zu Grunde. Ostara war die lichtbringende Göttin, welche den Winter besiegt und den Frühling zurückführt; ihre Feste feierte man im Frühlinge, indem man um die ersten Blumen des Frühlings, Veilchen und Anemonen, tanzte und ihr zu Ehren auf Bergen Feuer anzündete.²⁾ Weil um diese Zeit die Christen das Auferstehungsfest Jesu Christi feierten, so bekam dieses nach der Verdrängung des Heidentums den Namen Osterfest, und wurden die Feuer zu Ehren des glorreich Auferstandenen angezündet. Die Göttin des Ackerbaues und der Frauen hieß

¹⁾ Im Altnordischen Týsdagr, im Althochdeutschen Ziestac, in Bayern Critag genannt; auch Städtenamen, z. B. Duisburg, Dinslaken, Gresburg (latinißiert Marsberg), werden auf den Kriegsgott zurückgeführt.

²⁾ In einzelnen Gegenden Westfalens zünden noch jetzt bei dem Beginne des Frühlings die Kinder Feuer an, „um den Winter zu verbrennen“, und bilden singend Reigen um die ersten Frühlingsblumen.

Hulda. Die alles ernährende Mutter Erde wurde unter dem Namen Herttha verehrt und ihr zu Ehren festliche Umzüge veranstaltet. Der Gott der Zeit hieß Sater, dem der Samstag geweiht war, daher noch in manchen Gegenden „Saterdag“ genannt. Die Götter wurden durch Gebete und Opfer von Blumen, Honig, Früchten, Backwerk und Tieren verehrt, welche auf Bergen, an Quellen und in Hainen unter mächtigen Bäumen dargebracht wurden. Opfertiere waren Pferde, Schafe, Ziegen und Kinder. Ja, selbst Menschen, besonders gefangene Feinde, gekaufte Sklaven und Verbrecher, wurden den Göttern geopfert, und noch haben sich Opfersteine mit der roh eingehauenen Blutrinne aus alter Zeit erhalten. Die heiligen Haine durften nur von den Priestern und Opfernden betreten werden und waren unverletzlich; kein Zweig durfte abgeschnitten, kein Baum gefällt werden. In den Hainen galten große Bäume besonders als Sitz der Götter und wurden hoch verehrt. Auch Tiere sollten unter dem Einflusse der Götter stehen, so besonders die Kühe, die daher in manchen Gegenden durch Darbringung von Opfern verehrt wurden. Das Blut der Opfertiere wurde an die Altäre und über das versammelte Volk gesprengt; das Fleisch wurde theils den Göttern geopfert, so besonders Herz und Lunge, theils bei dem Opferschmause verzehrt. Weil die alten Deutschen ein tiefes Naturgefühl hatten und in den Naturerscheinungen die Götter verborgen glaubten, so schlossen sich ihre Feste an das Leben der Natur an. Das Ei, aus dem sich ein lebendiges Küchlein entwickelt, war ihnen ein Sinnbild der wiedererwachenden Natur im Frühlinge; daher wurden an den Festen der Lichtgöttin Ostara Eier gelb bemalt und zu ihrer Ehre gegessen, während rothbemalte Eier ihrem Bruder, dem Donnergotte Thor, geweiht waren. Später in christlichen Zeiten wurden die Eier ein Sinnbild des auferstandenen Erlösers und am Osterfeste gegessen. Wegen ihres tiefen Naturgefühls verehrten die alten Germanen ihre Götter gerne in der freien Natur; doch hatten sie auch Götterbilder und Tempel, hin und wieder sehr großartige, wie nach einzelnen ältern Berichten und besonders auch nach den Berichten der christlichen Glaubensboten nicht zu bezweifeln ist. Ursprünglich war wohl jeder Hausvater Priester, wie er auch Richter über die Seinigen war, aber es gab auch eigentliche Priester, welche nach den bestehenden Satzungen Recht sprachen und auch im Kriege thätig waren. Neben den Priestern gab es noch Seherinnen, welche im weißen Gewande die Feinde schlachteten, das Blut in den Opferkessel

thaten und daraus weisagten. Der Priesterstand erfreute sich hoher Verehrung und war bei allen wichtigen Handlungen thätig. Weil die Götter auf den Gang der Ereignisse in der Welt von Einfluß waren, so suchten die Deutschen den Willen der Götter durch Losen zu erfahren oder aus dem Fluge der Vögel, dem aufsteigenden Rauche, dem Wiehern und Niesen der Pferde, ja sogar aus dem Rote der Tiere zu deuten. Ofters schnitten sie auch kleine Stäbchen aus Buchenholz — daher noch der Name Buchstabe —, bezeichneten sie mit bestimmten Merkmalen und streuten sie, wie es sich gerade traf, auf ein weißes Gewand, von welchem der Hausvater oder der Priester betend und zum Himmel aufblickend drei Stäbchen auflos. Nach den Merkmalen der aufgelesenen Stäbchen wurde der Wille der Götter gedeutet und die Sache begonnen oder aufgegeben. Überhaupt waren die alten Deutschen sehr abergläubisch; sie glaubten an Hexen, an Personen, welche dem Monde befehlen und das Wetter machen könnten, an Zaubertränke zur Erzielung bestimmter Wirkungen, und schrieben einzelnen Kräutern, zu bestimmten Zeiten gepflückt, eine große Kraft gegen Krankheiten und böse Geister zu. Auch nahmen sie unbekannt, den niedern Gottheiten geweihte Stätten an, sogenannte Unstätten; wer sie betrat, erkrankte oder verunglückte oder starb plötzlich. Die Leichen der Helden wurden auf einem Scheiterhaufen, oft mit den Waffen und dem Streitroß, verbrannt, und die Asche in einer Urne in einem kegelförmigen Rasenhügel beigesezt, auf dem Mahlzeiten und wüste Trinkgelage stattfanden. Die Frauen brachten sich nach dem Tode der Männer um oder ließen sich mit ihnen auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Die Geister der ruhmvoll gefallenen Helden gingen in die Walhalla ein, einen großen, herrlichen, mit Speeren errichteten und mit Schilden geschmückten Saal mit 450 Thoren, wo sie sich täglich an Kämpfen ergötzten. Am Abend heilten alle empfangenen Wunden zu, und dann fanden große Gelage statt, wobei sich die Helden dem berausenden Genuße des Bieres hingaben, welches sie aus Hörnern und den Schädeln erschlagener Feinde tranken. Keine Frau, kein Sklave, kein durch Alter oder Krankheit Gestorbener ging in Walhalla ein, sondern nur tapfere Kämpfer; die ruhmlos gefallenen Helden fielen der Totengöttin Hell anheim und kamen in die finstere, kalte Unterwelt. Wenn daher ein Germane in Gefahr kam, ohne Wunde zu sterben, so ließ er sich durch den Priester mit der heiligen Lanze eine Wunde beibringen, um sich den Eingang in Walhalla zu sichern. Walhalla dauert, bis einst die ganze

Welt im Feuer vergeht. Alsdann entsteht eine neue Welt, in welcher die Guten und Edlen, d. h. die Siegreichen, ewig glücklich fortleben, während die Bösen, d. h. die Überwundenen, an einen besondern Ort kommen, wo sie immer von giftigen Schlangen bespieen werden.

Die Gleichheit aller Menschen war den Germanen unbekannt, ja, ihre Ungleichheit war sogar durch ihre Religion festgestellt. Es gab bei ihnen Sklaven, welche zwar im ganzen milder behandelt wurden als bei andern Völkern, aber doch immerhin in einem Menschen unwürdigen, bejammernswerten Zustande sich befanden. Sie gehörten ihren Herrn mit Leib und Leben, konnten verkauft, mißhandelt und getödet werden, trugen zum Zeichen ihrer Knechtschaft kurzgeschorene Haare und blieben von Walhalla ausgeschlossen. Die Zahl der Sklaven war seit den Zeiten des römischen Geschichtschreibers Tacitus bedeutend gestiegen. Die Arbeit galt dem Germanen für Schande und blieb den Frauen und Sklaven überlassen. Der Mann liebte Jagd, Krieg und Gelage. Die Frauen wurden von den Germanen hoch geehrt und standen unter dem besondern Einflusse und Schutze der Götter, waren aber keineswegs an Würde dem Manne gleich; sie blieben immer unter der Botmäßigkeit des Vaters oder des nächsten, männlichen Verwandten; die Mädchen wurden viel häufiger ausgesetzt als Knaben; der Mord eines Weibes wurde nur halb so hoch bestraft wie der eines Mannes; kein Weib ging in Walhalla ein. Mann und Frau trugen gleiche Tracht; der Mann bekleidete sich mit den Fellen erlegter Tiere und trug zum Zeichen seiner Freiheit langes Haar; die Frau verfertigte sich ihre Kleider aus Wolle und Flachs, wobei sie sich knöcherner Nadeln und Fäden aus Tiersehnen bediente; ihr schönster Schmuck bildete das goldgelbe Haar und die weiße Hautfarbe. Frauen banden das Haar zusammen, während es die Mädchen lang herabwallen ließen. Die Kinder blieben bis zum 12. oder 14. Jahre ganz unbekleidet und härteten sich durch vieles Baden in den Flüssen ab. Die Erziehung bezweckte kriegerischen Geist und Verachtung des Todes als Eigenschaften des freien Mannes. Der herangewachsene Jüngling wurde in der Volksversammlung mit den Waffen bekleidet, welche er von da ab nicht ablegte und als das kostbarste Kleinod bewahrte. Bart und Haar ließ er wild wachsen; erst wenn er einen Feind erlegt hatte, band er die Locken des Haupthaares zusammen. Jünglinge liebten es, zwischen aufgepflanzten Schwertern und Speißen leicht bekleidet

in den kühnsten Bindungen zu tanzen. Jünglinge und Jungfrauen heirateten sich erst im reiferen Alter und hielten die Ehe im allgemeinen für heilig und unverletzlich. Daher war das sittliche Leben der Germanen im ganzen reiner als das anderer Völker, gleichwohl kamen auch bei ihnen tiefe Verirrungen des Fleisches vor. Die Geschlechtslust, welche seit dem Sündenfalle im Menschen sich so mächtig regt und trotz aller strengen Vorschriften und stärkenden Gnadenmittel der Kirche so große Verwüstungen anrichtet, blieb auch bei den Germanen nicht innerhalb der gesetzlichen Schranken. Von den sittlichen Grundsätzen des Christentums waren sie weit entfernt und regelten das eheliche Leben mehr nach dem Begriffe einer strengen Ordnung als nach dem Begriffe von Keuschheit und Reinheit. Die Ehe war bei den Germanen nicht ein Bund zweier gleichberechtigter Wesen, sondern der Mann kaufte von den Eltern oder dem nächsten männlichen Verwandten die Frau ohne Rücksicht auf ihre Willensentscheidung, konnte sie mißhandeln, verkaufen und töten; wenn er alles verspielt hatte, spielte er um Frau und Kinder und übergab sie aus vermeintlicher Treue herzlos in die Sklaverei. Auch war die Monogamie (Ehe zwischen einem Manne und einer Frau) nicht ausschließliches Gesetz; da es den Edlen gestattet war, mehrere Frauen zu haben, so war das Prinzip der Einheit aufgegeben. Überdies fand diese Sitte der Edlen auch sicher in den untern Kreisen des Volkes Nachahmung und bewirkte, daß der Besitz mehrerer Frauen nicht als etwas Unerlaubtes und Schändliches erschien. Von einem Ehebruche des Mannes konnte daher eigentlich keine Rede mehr sein, da er jeden Augenblick sich seiner Frau entledigen und eine andere nehmen konnte. Der Ehebruch wurde am Manne auch nur bestraft, wenn er störend dadurch in die Familienverhältnisse anderer eingegriffen hatte. An der Frau wurde Ehebruch mit Verstoßung und Tod bestraft.¹⁾ Allerdings kam dieses Verbrechen bei den Frauen selten vor; sie bewahrten dem Manne gewissenhaft die Treue und vermieden nach dessen Tode die Wiederheirat; oft auch wurden sie mit dem Manne ver-

¹⁾ Der deutsche Heerführer Ariovist besaß nach Cäsar (Bel. gal. I. 53) zwei Frauen. Tacitus (Germ. c. 18) sagt: Nam prope soli barbarorum singulis uxoribus contenti sunt, exceptis admodum paucis, qui non libidine, sed ob nobilitatem plurimis nuptiis ambiuntur. Bei den deutschen Stämmen in Skandinavien war die Vielweiberei Sitte. Tacitus, welcher die deutschen Verhältnisse auf Grund von Berichten anderer beschreibt und selber nie in Deutschland war, wollte durch lichtvolle Schilderungen die Deutschen den lasterhaften Römern als Muster hin-

brannt. Viele Kinder zu haben, galt den Eheleuten als ehrenvoll. Der Vater hatte Recht über das Leben des Kindes; er ließ es aussetzen, wenn es kränklich oder schwächlich war, oder wenn böse Träume die Geburt begleiteten, oder wenn er es nicht standesgemäß ernähren konnte; alle Sagen erzählen von Aussetzung der Kinder, die also sehr oft vorkam; auch konnte der Vater das Kind verkaufen. Bei ihrer Liebe zur Ungebundenheit wohnten die Germanen auf einzelnen Gehöften oder gesondert in kleinen Dorfschaften und haften das Leben in Städten. In einer geeigneten Gegend, an einer klaren Quelle und in der Nähe dunkler Wälder wurde das kunstlose Haus aus rohen Baumstämmen, Flechtwerk und Lehm gebaut, mit Stroh oder Rasen bedeckt und mit Wall und Hecke umgeben; in der Nähe lag das spärliche Feld. Hundert Grundbesitzer bildeten eine Hundertschaft, mehrere Hundertschaften einen Gau. Die Volksversammlung bestand aus den Grundbesitzern; sie entschied, nachdem die Priester über den zustimmenden Willen der Götter sich vergewissert hatten, über alle wichtigen Fragen, besonders über Krieg oder Frieden, und wählte zur Besorgung geringerer Angelegenheiten die Fürsten, zur Anführung im Kriege den Herzog. Auch gab sie Gesetze und übte die Gerichtsbarkeit. Der Angeklagte konnte seine Unschuld durch Zeugen und Urkunden beweisen und, wenn das nicht möglich war, durch Gottesurteile. Diese beruhten auf der irrigen Ansicht, daß die Götter den Unschuldigen stets unbedingt beschützten, und bestanden teils in Zweikämpfen, in denen der Besiegte als schuldig erkannt wurde, teils in Feuer-, Wasser- und Kreuzprobe. Bei der Feuerprobe mußte der Angeklagte über glühendes Eisen gehen oder es anfassen; blieb er unverfehrt, so galt er als unschuldig. Bei der Wasserprobe wurde der Angeklagte ins Wasser geworfen und durfte nicht schwimmen; sank er unter, so galt er als schuldig; blieb er oben, als unschuldig. Bei der Kreuzprobe mußte der Angeklagte lange mit weit ausgestreckten Armen stehen; ließ er sie sinken, so wurde er für schuldig erklärt. Krieg und Jagd sahen die Germanen als ihre Haupt-

stellen. Wenn er die Gaben, die der Bräutigam dem Vater der Braut brachte, Ochsen, Pferd und Waffen, als reine Geschenke hinstellt und als Sinnbilder des ehelichen Lebens deutet, so ist das ungenau und gesucht. Aus der ganzen Darstellung (*parentes probant munera*) geht hervor, daß es der Kaufpreis war. Leo (Vorlesungen über deutsche Geschichte I. 406. Halle 1854) sagt: „Die ältere germanische Ehe erlaubte mehrere Frauen, forderte sie gewissermaßen als Zeichen des Adels bei den Königen“.

beschäftigung an und verfertigten sich die dazu nötigen Geräte selber. Der Ackerbau war auf das Notwendigste beschränkt, der Handel ein sehr geringer; die wenigen Erzeugnisse, wie Schinken, Pelze, Häute der erlegten Tiere, wurden bei dem Mangel an Geld gegen andere Sachen umgetauscht. Nur wenige kunstlose Straßen durchzogen das Land.

Charakter und Sitten der Germanen zeigen edle Züge; daneben tritt aber auch ihre rohe, ungebändigte Naturkraft hervor.¹⁾ Das Leben war in Bezug auf Wohnung, Kleidung und Speise einfach, ohne verweichlichende Genüsse. Im Privatleben war der Deutsche treu; hatte er im Spiele die Freiheit verloren, so folgte er dem Gewinnenden willig in die Knechtschaft; auch seinem Fürsten war er im Kriege treu bis in den Tod, aber im politischen Leben hielt er keine Treue, brach unbedenklich die geschworenen Eide und übte nichtswürdigen Verrat. Die Gastfreundschaft wurde von dem Germanen in hohem Maße geübt. Er hielt es für schimpflich, einen Ankömmling abzuweisen, und setzte ihm das Beste vor, was er hatte; waren die Vorräte aufgezehrt, so ging er mit ihm zu dem Nachbarn und war sicher, von ihm mit gleicher Freundschaft empfangen und bewirtet zu werden. Wenn der Fremde sich verabschiedete, so gab ihm der Germane zum Geschenke, was er begehrte, forderte aber auch ebenso freimütig, was ihm selber gefiel. Uebrigens war der Geist des germanischen Volkes ein ungemein kriegerischer, wie es seinen religiösen Anschauungen entsprach. Sei tapfer und falle ruhmvoll im Streite, damit du in den Heldenkreis Walhallas eingehst, das war das Hauptgebot seiner Religion. Daher hören wir überall von Kampf und Streit, im Kriege auf dem offenen Wahlplatz wie im Frieden bei Spiel und Gelage. Die ältesten Lieder der Germanen sind Schlachtgesänge; ihre ältesten Sagen erzählen nur von blutigen Heldenkämpfen. Bloß im Kampfe und im Heldentode hat das Leben für den Germanen Wert. Ackerbau, Handwerk und friedliche Beschäftigungen wurden vom Manne verschmäht; sie galten eines freien Mannes für unwürdig, als ein Zeichen von Feigheit, und blieben Sklaven und Frauen überlassen; im siegreichen Kampfe Beute zu machen, schien ihm erlaubt und viel ehren-

¹⁾ Mit stichhaltigen Gründen ist wohl nicht zu bestreiten, daß der römische Geschichtschreiber Tacitus die deutschen Zustände gegenüber der römischen Sittenlosigkeit idealisiert. Obiger Schilderung liegen die Werke von Kaufmann und Arnold über die ältere, deutsche Geschichte zu Grunde.

voller, als etwas durch mühevollen Arbeit im Schweiß des Angesichts auf rechtliche Weise zu erwerben. Daher lagen die Deutschen beständig im Kampfe entweder miteinander oder mit ihren Nachbarn. Die Fürsten, welche sich mit treuem Gefolge umgaben, ergriffen freudig jede Gelegenheit, um durch Kampf und Streit sich und ihrem Gefolge Ruhm und Beute zu gewinnen. Selbst die Weiber besaßen einen kriegerischen Geist; sie zogen mit ihren Männern in den Krieg, bewachten während der Schlacht das Gepäck, ermunterten ihre Männer durch Zuruf zum Kampfe, hieben gewaltsam auf sie ein, wenn sie zurückwichen, trieben sie in den Kampf zurück und verstanden ebensogut Wunden zu schlagen wie zu heilen. Auch im Privatleben bethätigte sich diese Lust des Germanen zu Kampf und Streit. Beleidigungen und Kränkungen wurden durch Zweikämpfe entschieden, in welchen der Besiegte, Verwundete oder Getötete als der schuldige Teil festgestellt werden sollte. Jeder Freie hatte das Recht der Fehde, d. h. das Recht, aus irgend einem Grunde einen andern zu bekriegen und sich mit Gewalt von ihm Recht zu verschaffen. War jemand getötet, so hatten alle nächsten Verwandten die Pflicht, den Tod zu rächen; das war die Blutrache; jeder Aufschub derselben war unstatthaft. Jedes Familienglied hatte die Pflicht, die Feindschaft der Familie zu übernehmen; Blut forderte Blut; es galt Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn; jede Beleidigung und Kränkung mußte durch Blut gesühnt werden; Versöhnung, Verzeihung, Feindesliebe war dem Germanen unbekannt. Vom Gesetze war allerdings ein sogenanntes Wergeld festgesetzt, d. h. eine Summe, welche für einen Mord gezahlt werden mußte, z. B. für die Ermordung eines Freien 200 Solidi (ungefähr 1500 Mark). War diese Summe gezahlt und unter die Angehörigen des Getöteten verteilt, so war der Mord gesetzlich gesühnt und durfte keine Blutrache genommen werden. Allein durch die Bezahlung des Wergeldes war die Sache wohl selten ganz beendet, und blutige Verfolgung und furchtbarer Haß trotzdem viel häufiger. Solche Sitten, wie Fehderecht, Zweikampf und Blutrache, sind mit einem geordneten, friedlichen Staatsleben, wie auch mit den christlichen Grundsätzen unvereinbar und führen naturgemäß zu den größten Ausschreitungen und Unordnungen.

Der Jagd war der Deutsche leidenschaftlich ergeben, wozu ihm die großen Wälder und das zahlreiche Wild Gelegenheit genug gaben. Die Jagd auf große gefährliche Tiere, wie Auer-

ochsen, Bären, Höhlenlöwen, Hirsche und Eber, reizte besonders auch die Kampflust des Germanen und erschien ihm als die beste Übung für den Krieg. Zugleich gewann er dadurch Nahrung und Kleidung; das Fell des Bären diente ihm als Ruhepolster, um die Zeit des Friedens in träger Ruhe hinzubringen. Nach beendigten Jagden und Kämpfen ergab sich der Germane dem Spiele und dem Trunke. Bier war sein Lieblingsgetränk, aber auch Met, aus Honig und Wasser bereitet, verachtete er nicht. Die häufigen, zahlreichen Gelage, bei welchen aus mächtigen Hörnern getrunken wurde und der eine den andern durch rasches Trinken eines bedeutenden Quantums zu übertreffen suchte, dauerten oft ganze Tage und Nächte und waren vielfach mit blutigen Streitigkeiten verbunden. Trunksucht war überhaupt das Nationallaster der Deutschen und galt nicht für Schande; sie waren die ärgsten Becher der Welt. Dem Spiele war der Germane so leidenschaftlich ergeben, daß er nicht bloß Hab und Gut, sondern seine eigene Freiheit aufs Spiel setzte und, falls er den letzten Wurf verlor, dem Gewinner sofort in die Knechtschaft folgte.

Das sind in wenigen Zügen die religiösen, sozialen und sittlichen Zustände unserer heidnischen Vorfahren, im ganzen gewiß höchst traurige Zustände. Von dem wahren Gotte, dem höchsten, vollkommensten, allgegenwärtigen, allwissenden, allheiligen, rein geistigen Wesen, hatten sie keine Idee. Statt dessen vergötterten sie die tief unter dem Menschen stehenden Naturkräfte und machten sich von diesen eingebildeten Göttern die sonderbarsten Vorstellungen, welche schon vor dem Lichte der Vernunft sich als unhaltbar erweisen mußten. Eine veredelnde Sittenlehre war den Germanen ganz und gar unbekannt; ja, die Verehrung der Götter mußte die schlimmsten Leidenschaften im Herzen hervorrufen und befördern. Die Freya, die Göttin der sinnlichen Liebe, welche von ihrem Gatten, dem obersten Gotte Wodan, treulos verlassen war und nun den ungetreuen Gatten in der ganzen Welt suchte, wurde in ihren zahlreich besuchten Tempeln durch Lieder verehrt, die diese Begebenheit und die sinnliche Liebe zum Gegenstande hatten. Mußte das nicht die Geschlechtsliebe, die heftigste und gefährlichste aller Leidenschaften, vielfach in einer sehr verderblichen Weise wecken und die schlimmsten Ausschreitungen hervorrufen? Die Verehrung des Kriegsgottes und die Ansichten über Walhalla fachten die furchtbare Leidenschaft des Krieges an und bewirkten eine entsetzliche Verwilderung und Erbitterung der

Gemüther. Das entehrende, Leib und Seele zerrüttende Laster der Trunksucht wurde förmlich in den Dienst der Götter gestellt, welche die Deutschen beim Trinken anriefen und dadurch zu verehren glaubten. Wie verrohend mußten die Menschenopfer und die Trinkgelage über den Gräbern der Verstorbenen auf das Gemüt wirken! Weit entfernt, daß die Religion zur Zügelung der Leidenschaften anhielt, begünstigte sie dieselben, sodaß sie sich frei zur größten Zügellosigkeit entwickeln konnten. Die Ansichten unserer heidnischen Vorfahren vom Fortleben nach dem Tode waren viel zu unsicher und zu phantastisch, als daß sie einen sittigenden Einfluß auf das menschliche Herz hätten ausüben können; sie konnten es weder im Unglücke trösten, noch vom Bösen abhalten, noch zum Guten antreiben. Der Gedanke an einen gütigen Gott und seine alles umfassende, alles zum Besten der Geschöpfe leitende Vorsehung war unsern heidnischen Vorfahren unbekannt; die Götter wie die gesamte Welt unterlagen dem Schicksal; niemand konnte vertrauensvoll in den Leiden und Kämpfen des Lebens zu einem höhern Wesen emporschauen und in dem Gedanken daran Trost finden; Unsicherheit und Zweifel über den Zweck dieses Lebens und das Fortleben nach dem Tode mußten bei einigem Nachdenken in der Brust erwachen und sie, besonders angeichts des Todes, mit Furcht und Schrecken erfüllen. Überdies schmachtete ein großer Teil des Volkes in unwürdiger Sklaverei, dem kein Strahl der Hoffnung weder für dieses, noch für das andere Leben leuchtete, und das Los der Gedrückten und Bedrängten wurde durch nichts gemildert, denn barmherzige Nächstenliebe war ganz unbekannt. Schwerkranke und Greise wurden unbarmherzig getötet. Das deutsche Volk mißbrauchte seine vortrefflichen Anlagen im Dienste niederer Leidenschaften, und bei dem Fortbestehen der heidnischen Religion war auch jeder Fortschritt zum Bessern, jede sittliche Veredelung, jede geistige Entwicklung vollständig ausgeschlossen. Das Christentum, voll der Gnade und Wahrheit, war notwendig, um Irrtum und Sünde zu entfernen, um die Keime des Guten und Edlen, welche Gott dem deutschen Volke so reichlich gegeben hatte, zu entwickeln und die Kraft der Seele, die Festigkeit des Willens, die Tiefe des Gemütes auf den rechten Weg zu leiten.

Schon vor dem hl. Bonifatius waren Glaubensboten thätig gewesen, um unsern Vorfahren die Segnungen des Christentums zu bringen. Den Bayern an der Isar und Donau hatte der hl. Rupert, Bischof von Worms, das Evangelium verkündet;

er gilt als der erste Apostel Bayerns. In der Gegend von Regensburg war der hl. Emmeran, Bischof von Poitiers, thätig gewesen, welcher von dem Prinzen Lantbert grausamerweise unschuldig ermordet wurde. Zur Sühne wurde das Kloster St. Emmeran in Regensburg gegründet, dessen Abt lange Zeit Bischof und Haupt der bayerischen Kirche war.¹⁾ Noch zur Zeit des hl. Bonifatius verbreitete der hl. Korbinian, ein fränkischer Priester, unter vielen Kämpfen gegen das Heidentum das Christentum in Bayern und gründete das Bistum Freising, wo er 732 starb. Weil aber das Christentum in Bayern nicht dauernd und einheitlich verkündet wurde und keine festen Bistümer und Klöster zur Verbreitung und Befestigung desselben gegründet wurden, so blieb die große Masse des Volkes heidnisch. Bei den Alamannen, welche in der heutigen Schweiz, Württemberg und Baden wohnten, predigten das Kreuz Christi meistens Irländer, so der hl. Fridolin, Gründer des Klosters von Sädingen, der hl. Columban, der hl. Gallus, Gründer des berühmten Klosters von St. Gallen, seine Schüler Magnus, Gründer von Füssen, und Theodor, Gründer von Rempten. Um die Befehrung der Alamannen erwarb sich auch große Verdienste ein Zeitgenosse des hl. Bonifatius, der hl. Pirminius, welcher auf einer Rheininsel das berühmte Kloster Reichenau gründete. In der Gegend am Maine, welche damals zu dem, das mittlere Deutschland umfassenden Reiche der Thüringer gehörte, später von den Franken erobert und daher Franken (Franconia orientalis) genannt wurde, verbreitete das Christentum der hl. Kilian, welcher mit elf Genossen aus Irland gekommen war, um auch in der Zwölfzahl den Aposteln bei der Verkündigung des Evangeliums ähnlich zu sein. Er ließ sich mit seinen Genossen in Würzburg nieder, wo der thüringische Herzog Gohbert residierte, den er bekehrte. Als er gegen dessen kirchlich unerlaubte Verbindung mit Geilane auftrat und ihn bewog, von dieser unrechtmäßigen Gemahlin sich zu trennen, ließ diese wutentbrannt in Abwesenheit des Herzogs die Missionare töten (gegen 689) und ihre Leichen nebst den heiligen Gefäßen, Büchern und Gewändern in der Erde verscharren. Der Herzog wollte nach seiner Rückkehr Geilane bestrafen, doch diese verfiel in Wahnsinn. Durch die Ermordung des hl. Kilian, des ersten Apostels des thüringischen Landes, wurde die Grün-

¹⁾ Nach Aufhebung der Klöster im Jahre 1803 wurde das Kloster Residenz der Fürsten von Thurn und Taxis.

ding eines bischöflichen Sitzes und die weitere Befestigung des Christentums dort verhindert.

So war der Same des Christentums im südlichen und mittlern Deutschland zwar ausgestreut worden, aber bei dem Mangel einer ausreichenden Zahl fester, bischöflicher Sitze und großer Klöster wie bei den beständigen, mit großer Erbitterung geführten Kriegen der deutschen Stämme untereinander konnte er nicht gedeihen und wurde vom Heidentume überwuchert. Auch waren die Glaubensboten unter sich nicht ganz einig und wirkten nicht nach einem einheitlichen Plane, so vortreffliche, gelehrte und fromme Männer sie auch übrigens waren. Die Glaubensboten der Bayern kamen nämlich aus Franken, die der Alamannen und Thüringer aus Irland; sie hatten alle denselben, katholischen Glauben, wichen aber in unwesentlichen, bei den rohen und noch am Außern haftenden Deutschen jedoch schwer ins Gewicht fallenden Punkten voneinander ab. Die fränkischen Geistlichen trugen die römische Tonsur (tonsura beati Petri), die irischen die Tonsur des hl. Jakobus (tonsura beati Jacobi). Weil nämlich die Heiden als Zeichen und Schmuck des freien Mannes lang herabwallendes Haar trugen und auf dessen Pflege große Sorgfalt verwendeten, so kam schon früh bei den Mönchen die Sitte auf, sich die Haare ganz kurz zu scheren. Nach römischer Sitte blieb rings um den Kopf herum zum Andenken an den dornengekrönten Heiland ein Streifen von Haaren stehen; die Irländer aber schoren sich die vordere Hälfte des Kopfes ganz kahl und ließen auf der hintern Kopfhälfte die Haare lang wachsen. Auch feierten die Irländer Ostern an einem andern Tage als die übrigen Christen, und hatten bei der heiligen Taufe und der heiligen Messe einige abweichende Ceremonien. Ueberdies waren die Irländer keltischer Abstammung, übten eine strenge Ascese und konnten sich nur schwer in die Denk- und Anschauungsweise der Germanen hineindenken. Alle diese Umstände wirkten hemmend auf die Bekehrung der Deutschen ein. Doch das schlimmste war, daß es auch Männer gab, welche ohne kirchliche Sendung sich als Glaubensboten aufwarfen, willkürliche Behauptungen, Thorheiten und Irrtümer lehrten und ein den kirchlichen Vorschriften für den geistlichen Stand widersprechendes Leben führten. Einzelne deutsche Stämme, welche sich in andern Ländern Wohnsitze erobert hatten, waren zum Arianismus bekehrt, welcher die Gottheit Christi leugnete und in Christus nur das erste Geschöpf des Vaters sah. Anhänger dieser Irrlehre waren auch im eigentlichen Deutschland thätig,

um dort für diese Irrlehre zu wirken. In Bayern gab es Männer, welche Grundwahrheiten des Christentums, nämlich die Auferstehung des Fleisches und die Ewigkeit der Höllestrafen, leugneten. Auch die kirchenpolitischen Zustände jener Zeit waren in großer Unordnung und der Ausbreitung des Christentums keineswegs günstig. Der deutsche Stamm der Franken hatte sich unter König Chlodwig Galliens bemächtigt und ein neues Reich in diesem Lande gegründet, welches daher auch später den Namen Frankreich bekam. Die Franken waren zwar unter Chlodwig christlich geworden, hatten aber auch von den Ureinwohnern die Laster einer entarteten Civilisation angenommen. Am Hofe herrschten Sittenlosigkeit, Mord, Verrat und Verschwörung. Zuletzt führten die Könige ein ganz unthätiges Leben; statt ihrer regierten mächtige Fürsten, die sogenannten Hausmeier, sodaß sie selber nur den Namen König hatten. Das Volk war vielfach sittenlos. Auch die Priester blieben von den Lastern der Zeit nicht unberührt und hatten oft nicht den echt kirchlichen Geist. Das war um so schlimmer, als die weltliche Macht einen großen Einfluß auf die Besetzung kirchlicher Stellen ausübte und hierbei mehr auf die Verdienste um den Staat als auf persönliche Würdigkeit sah. Die Bischöfe des fränkischen Reiches waren daher vielfach mehr Soldaten und Diener des Staates als Diener des Heiligtums, und führten oft ein ganz unkirchliches Leben; sie zogen bewaffnet in die Schlacht, lagen der Jagd ob, mißhandelten ihre Untergebenen mit Prülgeln, nahmen an Schmausereien und Gelagen Anteil und berauschten sich dabei. Solche Geistliche gehörten nur der Kleidung nach zum geistlichen Stande; im Kriege und auf der Jagd Schwert und Spieß handzuhaben, beim Spiele die Würfel zu werfen und beim Gelage die Becher zu leeren, verstanden sie; Kelch, Meßbuch und Brevier waren ihnen ungewohnte Dinge. Besonders wird es dem kriegerischen Hausmeier Karl Martell, Vater Pippins und Großvater Karls des Großen, zum Vorwurf gemacht, daß er über die Kirchengüter mit großer Willkür verfügte und „seine Offiziere zu Bischöfen und Äbten ernannte“. Diesen war natürlich das Einkommen die Hauptsache, während sie die Erfüllung der geistlichen Pflichten vernachlässigten und den Mangel der priesterlichen Tugenden durch äußern Schein zu ersetzen suchten. Sie glichen den Wölfen in Schafskleidern und führten durch gleisnerische Reden und heuchlerisches Wesen das Volk irre. Oft wurden auch Laien zur Belohnung für ihre Dienste Abteien und Bistümer übergeben, ohne daß sie

jemals die heiligen Weihen empfangen; sie genossen bloß die Einkünfte und waren im Kriege ergebene Dienstmannen.¹⁾ Nach glaubwürdigen Nachrichten²⁾ war die Zahl der irrgläubigen und unwürdigen Priester groß, sodaß sie unermesslichen Schaden bei dem ungebildeten Volke anrichteten; auch am Hofe schädeten sie sehr durch ihren mächtigen Einfluß. Es bedurfte daher eines entschiedenen, sittenreinen Mannes, um diese Elemente unschädlich zu machen oder auf bessere Wege zu bringen; wenn sie die Oberherrschaft erlangten, so wäre es um die katholische Kirche und alle höhere Bildung in Deutschland geschehen gewesen.

Die Zustände unsers deutschen Vaterlands waren also zur Zeit der Ankunft des hl. Bonifatius sehr traurig und mißlich. Die Bekanntschaft mit den Lastern der kultivierten Römer, die Vermischung der deutschen Stämme untereinander, das üppig fortwuchernde Heidentum, welches durch das Christentum zwar erschüttert, aber nicht verdrängt war, hatten eine Sittenlosigkeit hervorgerufen, wie sie früher zu Tacitus' Zeiten nicht gewesen war. Deutschland glich einem großen, verwilderten Acker, auf welchem das Unkraut des Heidentums, des Irrglaubens und der Sittenlosigkeit überwucherte und den spärlich ausgestreuten Samen des Evangeliums ganz zu ersticken drohte. Es fehlte an Bistümern, deren Hirten gemeinschaftlich und ausdauernd an der Ausbreitung und Befestigung des Christentums wirkten, wie an Schulen und Klöstern, in welchen die heranwachsende Jugend christlich erzogen und zugleich geeignete Kräfte für den Priesterstand ausgebildet wurden. Dazu kamen die vielen Kriege der deutschen Stämme untereinander, wodurch die Gemüter ver-

¹⁾ Hefele, Konziliengeschichte III, 492. Leo (Vorlesungen über deutsche Geschichte. Halle 54. I, 436) sagt: „Abteien waren schon hundertfach von Karl an ganz vornehme Laien, die er für ihre treuen Dienste belohnen wollte, und bei welchen er darauf rechnen konnte, daß sie ihre vermehrten Einkünfte hauptsächlich dazu benutzen würden, ihm, wo es erforderlich wäre, mit zahlreichem Kriegsfolge zuzuziehen, gegeben worden, welche Laienabte dann mit Weib und Kind und Gefolge in die Klöster einzogen, deren Güter für sich administrierten und den Mönchen nur einen kleinen Teil der Gebäude und nur einen kargen Teil von den Einnahmen ließen, sich dafür aber um Zucht und geistliche Ordnung des Klosters gar nicht kümmerten“.

²⁾ Die Briefe des hl. Bonifatius, besonders Ep. 42, 52, 55, 56. Man hat Bonifatius und den Papst wohl der Übertreibung bei der Schilderung der deutschen Zustände angeklagt; Hahn, ein gründlicher Kenner jener Zeit, bestätigt die Schilderung als wahr. (Jahrbücher des fränkischen Reichs. 1863. S. 109 fgd.)

wildert und für das Evangelium des Friedens weniger empfänglich waren. Der mächtige Stamm der Franken, welcher auf dem linken Rheinufer im heutigen Frankreich ein neues Reich gegründet hatte, suchte die auf dem rechten Ufer wohnenden Stämme unter seiner Herrschaft zu vereinen; weil aber die Franken christlich waren und bei ihren Kriegen, teilweise wenigstens, auch die Ausbreitung der christlichen Religion bezweckten, so hatten die deutschen Stämme gegen die Religion ihrer Zwinger eine leicht begreifliche Abneigung und sahen in den christlichen Missionaren Boten, welche sie unter das verhaßte fränkische Joch bringen wollten. Diese Gesinnung der Deutschen gegen die fränkischen Glaubensboten spricht sehr richtig in „Dreizehnlinden“ (XIX, 24) ein heidnischer Edle mit den Worten aus:

„Vor dem starken Gott der Christen,
Vor der Milde seiner Lehren
Beugt' ich mich, wenn nicht verhaßte
Franken die Verkünder wären.“

Doch die göttliche Vorsehung waltete liebevoll über unserer, von ihr so hochbegabten und zu einer hervorragenden Stellung in der Weltgeschichte berufenen Nation. Der Geist Gottes weckte in der englischen Nation den Eifer für die Befehrung der stammverwandten Deutschen. Scharenweise eilten die englischen Glaubensboten zu unsern Vorfahren, um an dem Werke ihrer Befehrung zu arbeiten. Der eifrigste und thatkräftigste von diesen Glaubensboten war der hl. Bonifatius. Er war in der Hand Gottes ein auserwähltes Werkzeug, um die katholische Kirche in unserem Vaterlande auszubreiten und zu befestigen und so ihm die Segnungen des Heils zu vermitteln.

Fünftes Kapitel.

Bonifatius wirkt bei den Thüringern, Friesen und Hessen.
719—722.

Als der hl. Bonifatius im Jahre 719 die Alpen überschritten und den deutschen Boden betreten hatte, trieb ihn seine Sehnsucht wohl zunächst zu den stammverwandten Sachsen. Ohne längeren Aufenthalt durchwanderte er das südliche Deutschland, zumal er für keinen bestimmten Stamm ausgesandt war und

als einfacher Priester an den dortigen traurigen Zuständen nichts ändern konnte; vielleicht war er auch der süddeutschen Dialekte nicht mächtig genug. Wie eine emsige Biene rasch umherfliegt, ob sie duftende Blumen findet, aus denen sie süßen Honig saugen kann, so wanderte auch Bonifatius forschend durch Deutschland, um den Stamm zu entdecken, welchem er mit Erfolg das Wort Gottes verkündigen könnte. Von Süden nach Norden vordringend kam Bonifatius in das mittlere Deutschland zu den Thüringern, nach welchen noch jetzt die Gegend zwischen Werra und Saale benannt ist. Diese waren Nachkommen der alten Hermunduren und hatten schon mit dem Beginne des 5. Jahrhunderts ein großes, vom Harze bis zur Donau sich erstreckendes Reich gegründet. Im 6. Jahrhundert herrschte über die noch ganz heidnischen Thüringer der König Hermanfried, welcher eine ostgotische Prinzessin heiratete, Namens Amalberga, eine Nichte des berühmten Königs Theodorich. Diese hing, wie überhaupt der Stamm der Ostgoten, der Irrlehre des Arius an, welcher die Gottheit Christi leugnete, und verbreitete diese Irrlehre auch in Thüringen. Amalberga, ein herrschsüchtiges Weib, bestimmte ihren Gemahl, seine beiden Brüder zu ermorden und sich der Alleinherrschaft zu bemächtigen. Um das Jahr 530 wurde Hermanfried von den christlichen Franken und den heidnischen Sachsen besiegt und bald nachher ermordet. Die Sachsen rissen nun den nördlichen Teil Thüringens an sich, wo sie jede Spur des Christentums vernichteten; die Franken den südlichen, am Maine gelegenen Teil, welcher daher auch Ostfranken (*Franconia orientalis*) genannt wurde, während der Name Thüringen mehr und mehr auf das jetzige Thüringen beschränkt wurde. Zu den Kriegsgefangenen der Franken gehörte auch die Prinzessin Radegunde, welche der Frankenkönig wegen ihrer Schönheit zur Gemahlin nahm. Ihre edle Seele war für die hehren Ideen des Christentums sehr empfänglich, sodaß sie bald eine eifrige Christin wurde. Später gründete sie bei Poitiers ein Kloster, in welches sie eintrat, um ihr Leben den Werken christlicher Nächstenliebe, dem Gebete, frommen Übungen und den Studien zu widmen, bis sie 587 im Rufe der Heiligkeit starb. Die Franken suchten das Christentum im südlichen Thüringen zu verbreiten, aber ohne bedeutenden Erfolg, weil es an geeigneten Missionaren fehlte und das Land bei den häufigen Kriegen zwischen Franken und Sachsen arg mitgenommen wurde. Später setzten die Franken auch einen eigenen Herzog ein, Radulf, welcher nach Unabhängigkeit strebte

und sich zum Könige von Thüringen machte. Sein Sohn Hethan nahm nach dem Tode seiner ersten Gemahlin eine durch ihre Schönheit berühmte christliche Jungfrau, Namens Bilhilde, Tochter des edlen Iber in der Gegend von Würzburg, zur Gemahlin, welche das Christentum im Lande verbreitete und nach dem Tode ihres Gemahls in ein Kloster zu Mainz ging, wo sie im Rufe der Heiligkeit starb. Gokbert, Hethans Sohn aus erster Ehe, regierte unter fränkischer Oberhoheit das Land und residierte auf seiner Burg bei Würzburg, der jetzigen Marienburg, wohin sich die Herzöge wegen des Vordringens der Slaven zurückgezogen hatten. Gokbert wurde durch den hl. Kilian, den ersten Apostel des thüringischen Landes, zum Christentum bekehrt und entließ aus Gehorsam gegen ihn seine unrechtmäßige Gemahlin Geilane. Diese aber dang heimlich aus Rache Männer, welche den hl. Kilian ermordeten. Gokbert und sein Sohn Hethan II. suchten das Christentum, vielleicht mit unbesonnenem Eifer, in Thüringen zu verbreiten und waren den Franken gehorsam. Hethan II. schenkte im Jahre 704 urkundlich auf seinem Schlosse zu Würzburg dem hl. Willibrord Güter bei Arnstadt, um ihn zu bewegen, sich des Landes anzunehmen und dort Klöster zu gründen; diesen heiligen Glaubensboten hatte er auf seinen Kriegszügen mit Karl Martell kennen gelernt. Auf dem Marienberge bei Würzburg wurde das erste Kirchlein des Landes zu Ehren der heiligen Jungfrau erbaut. Das Volk aber und ein Teil der Edlen sahen im Christentum nur ein Mittel zur Befestigung der verhassten fränkischen Herrschaft und waren dem Christentum nicht ergeben. Auch waren die Geistlichen des Landes, welche aus dem fränkischen Reiche gekommen waren, teilweise nicht rechtgläubig, führten ein den christlichen Vorschriften widersprechendes Leben und besaßen nicht den nötigen Opfergeist, um ein heidnisches Volk zu bekehren. Da es überdies an Schulen und Klöstern fehlte, so konnte das Christentum in dem fränkischen Thüringen nicht recht Wurzeln fassen. So kam es, daß die heidnischen Edlen die benachbarten Sachsen aus dem Norden herbeiriefen. Diese erbitterten Feinde des Christentums vertrieben den christlichen Herzog samt seiner Familie, vernichteten das Christentum und unterwarfen sich das Land.

Das waren die traurigen politischen und religiösen Zustände der Thüringer, als der hl. Bonifatius im Sommer des Jahres 719 ihr Land betrat. Mit heiliger Begeisterung predigte er den Bornehmen und Edlen wie auch dem Volke eindringlich

das Christentum und bekehrte auch manche; die bereits Befehrten stärkte er im christlichen Wandel und suchte auch die Priester auf den rechten Weg zu bringen. Allein im ganzen entsprach der Erfolg seinen Bemühungen nicht. Weil wegen der Vertreibung des christlichen Herzogs und des bevorstehenden Krieges zwischen Franken und Sachsen um den Besitz Thüringens eine Besserung der Verhältnisse vorläufig nicht zu erwarten war, und weil bei den nördlich wohnenden heidnischen Sachsen noch weniger eine erfolgreiche Verkündigung des Evangeliums gehofft werden konnte, so verließ Bonifatius, überdies durch eine Erscheinung gemahnt, Thüringen und wandte sich dem Rheine zu. Unterwegs erfuhr er den Tod des Friesenkönigs Radbot, welcher das Christentum sein Leben lang so grausam verfolgt und trotz aller Ermahnungen christlicher Glaubensboten bis zum Ende verstockt geblieben war.¹⁾ Nun war eine erfolgreiche Predigt des Evangeliums bei den Friesen zu hoffen, und daher fuhr Bonifatius den Rhein hinunter bis nach Friesland, wo der hl. Willibrord mit ungebeugtem Mute im Dienste der Kirche thätig war. Willibrord hatte in Thüringen, welches Bonifatius zu seiner Wirksamkeit sich ausersehen hatte, Schenkungen zu kirchlichen Zwecken bekommen und war ohne Zweifel auch mit Edlen des Landes bekannt; er konnte also die Missionsthätigkeit des hl. Bonifatius später bei gelegener Zeit wirksam unterstützen. Daher begab sich Bonifatius zu Willibrord, um sich mit diesem erprobten Missionar über das Missionswesen in Thüringen zu beraten. Da aber in Friesland die Ernte groß, der Arbeiter nur wenige waren, so blieb der hl. Bonifatius von 719—722 in Friesland und unterstützte den bereits bejahrten Willibrord. Heidnische Tempel wurden zerstört, christliche Kirchen erbaut und ein großer Teil des Volkes zur katho-

¹⁾ Radbot, so wird erzählt, war bereits auf dem Punkte, sich von dem Bischof Wulfram von Sens taufen zu lassen; da wandte er sich an den Bischof mit den Worten: „Sage mir, wo sind meine Vorfahren?“ Der Bischof antwortete ihm: „Sie sind nicht getauft und darum in der Hölle.“ „So will ich lieber“, erwiderte Radbot, „mit meinen Vorfahren in der Hölle sein, als mit den Franken im Himmel.“ Nun blieb er Heide bis an sein Ende. Diese Erzählung ist an und für sich unwahrscheinlich; jedenfalls wäre die Antwort des Bischofs unvorsichtig und unrichtig gewesen; auch die Heiden außerhalb des Christentums können durch Reue, Buße und Verlangen nach dem wahren Gott gerettet werden, und ist der Gedanke, alle Heiden seien ausnahmslos verdammt, unchristlich. Die Erzählung kennzeichnet übrigens den großen Haß der heidnischen Stämme gegen die christlichen Franken.

lischen Kirche befehrt. Da damals Karl Martell Friesland unterworfen hatte und die Ruhe aufrecht hielt, so konnte das Christentum ungestört ausgebreitet und befestigt werden. Welcher Seeleneifer den hl. Bonifatius bei seiner apostolischen Thätigkeit erfüllte, erhellt auch aus einem dieser Zeit entstammenden Briefe¹⁾ an einen reichen Jüngling Nithard, welchen er wahrscheinlich im fränkischen Thüringen befehrt oder kennen gelernt hatte. Er ermahnte ihn dringend, nicht nach dem vergänglichen Irdischen zu streben, sich eifrig der Tugend zu befleißigen, welche allein wahren Wert habe, und sich den Wissenschaften, besonders auch dem Studium der hl. Schrift, mit Eifer hinzugeben; das gezieme sich für einen Jüngling, bewahre ihn vor dem Schiffbruch der Sünde und sichere ihm das ewige Leben. Der Brief endigt mit ähnlichen Ermahnungen in Versen, von denen der achte bis fünfzehnte mit den Anfangsbuchstaben den Namen Nithard bilden.

Die Beziehungen zur Heimat wurden bei den apostolischen Arbeiten in Friesland von Bonifatius nicht abgebrochen; so stand er in Briefwechsel mit einer Ordensfrau aus königlichem Geschlechte, Namens Bugga, von welcher uns noch ein Brief an ihn aus dieser Zeit erhalten ist.²⁾ In diesem Briefe dankt sie Gott, daß durch den hl. Bonifatius so viele zum wahren Glauben befehrt wurden, und bittet ihn um sein Gebet für sich und einen teuern Verstorbenen, zumal sie die Kraft seines Gebetes schon erfahren habe; ferner teilt sie ihm mit, daß sie die gewünschten Leidensgeschichten der Martyrer noch nicht habe bekommen können, und bittet ihn um die versprochene Sammlung heiliger Schriften. Zugleich übersandte sie dem hl. Bonifatius 50 Goldstücke (ungefähr 400 Mark) und ein Altartuch, wie sie meint, zwar geringe Gaben, aber in Liebe und Verehrung.

Da der hl. Willibrord, der eigentliche Apostel der Friesen, schon vom Alter gebeugt war, so wollte er auf Anraten seiner Freunde und Schüler bei dem Herannahen seines Todes den hl. Bonifatius zum Nachfolger erwählen, der fast drei Jahre unter Mühen und Entbehrungen aller Art treu und eifrig mit ihm gewirkt und seine Liebe und Achtung sich erworben hatte. Dieser lehnte jedoch in seiner Demut die bischöfliche Würde ab; auch hielt er sich für zu jung, da nach angelsächsischen Bestimmungen der Bischof 50 Jahre alt sein sollte. Willibrord ließ diese Gründe nicht gelten; er erinnerte Bonifatius an den

1) Ep. 16. 2) Ep. 16.

Zustand des Volkes, welches einen Hirten verlangte, und drang inständig in ihn, die bischöfliche Weihe zu empfangen. Bonifatius aber beharrte auf seiner Weigerung, und als Willibrord ungehalten wurde, erklärte er ihm, daß er vom Papste zur Bekehrung der heidnischen Stämme im Innern Deutschlands ausgesandt sei, daß er wegen der traurigen Zustände Thüringens aus eigener Entschließung nur für einige Zeit nach Friesland gekommen sei, daß aber seine ursprüngliche Bestimmung für die Stämme im Innern Deutschlands fortbauere und er ohne Zustimmung des Papstes ein solches Amt in Friesland nicht übernehmen dürfe. Er bat daher Willibrord, ihn ziehen zu lassen, damit er seiner ursprünglichen Bestimmung im Innern Deutschlands nachkommen könne. Nun stand Willibrord von seinem Wunsche ab, entließ Bonifatius in Freundschaft und Frieden und begleitete ihn mit seinen Segenswünschen auf seiner Reise nach Thüringen. ¹⁾

Das frühere Wirkungsfeld des hl. Bonifatius war in der Zwischenzeit von den heidnischen, räuberischen Sachsen arg verwüstet worden. Das ganze Volk war verarmt und litt schwer unter einer Hungersnot. Die Christen des Landes waren von den Sachsen besonders verfolgt worden und konnten sich nur in festen Plätzen oder ganz im verborgenen aufhalten. Die wenigen Priester, welche bei dem Volke zurückgeblieben waren, lebten ganz im geheimen und ernährten sich kümmerlich durch die Arbeit ihrer Hände. Karl Martell, der tapfere Heerführer

¹⁾ Da Bonifatius den viel ältern Willibrord wegen seiner apostolischen Tugenden und verdienstvollen Wirksamkeit sehr schätzte, so ist es begreiflich, daß er die Ablehnung seines Wunsches, ihn zum Nachfolger zu haben, zunächst aus Demut und Bescheidenheit mit der Größe der bischöflichen Würde und dem Mangel des erforderlichen Alters begründete, daß er aber, als Willibrord immer mehr in ihn drang, sich klar und bestimmt auf den Auftrag des Papstes berief. Beide Männer besprachen die Angelegenheit mit sachlichen Gründen und schieden in Frieden; Bonifatius sprach bis an das Ende seines Lebens von Willibrord mit großer Achtung (ep. 107). Heber (Vorkarolingische christliche Glaubenshelden. S. 202) und Ehrard (Froschot. Missionsgesch. S. 396) benutzen dieses Verfahren des hl. Bonifatius zu dem schweren, ganz unbegründeten Vorwurfe, er habe den Willibrord durch eine „jesuitische Finte“ getäuscht und über seine päpstliche Gesinnung als Werkzeug Roms ausspionieren wollen. Das ist bezeichnend für den Geist, mit welchem sie die Geschichte auffassen und darstellen! Übrigens lag zu einer solchen Spionage gar kein Grund vor; Willibrord wurde bei seiner zweiten Anwesenheit in Rom im Jahre 692 auf Betreiben des fränkischen Hausmeiers Pippin von Heristall zum Bischofe der Friesen von Papst Sergius geweiht und war so päpstlich gesinnt wie Bonifatius.

der Franken, gab der Sache eine andere Wendung; er besiegte die Sachsen, trieb sie in ihre Grenzen zurück und fügte das mittlere Deutschland dem fränkischen Staatsverbande ein. Unter dem Schutze der fränkischen Waffen konnte das Christentum frei gepredigt werden und sich ungestört ausbreiten.

Als der hl. Bonifatius im Jahre 722 von Friesland her in das mittlere Deutschland kam, traf er zuerst auf die Hessen, welche westlich von den Thüringern an der Fulda und der obern Lahn wohnten. Die Hessen, Nachkommen der alten Chatten, sind noch bis auf den heutigen Tag ein ganz ungemischter Volksstamm mit dem alten, germanischen Typus, kräftigem Körperbau, blonden Haaren und bläulichen Augen. Sie halten am Alten und Überlieferten fest und besitzen eine gewisse Hartnäckigkeit und Derbheit, sodaß sie ohne lange Besinnung blindlings sich großen Gefahren aussetzen. Der Ausdruck „blinder Hesse“ kennzeichnet diese Charakter-Eigentümlichkeit des hessischen Stammes. Übrigens waren die Hessen von jeher sehr tapfer und haben zur Bekämpfung der Römer in Deutschland viel beigetragen. Bei den Kämpfen zwischen Sachsen und Franken wurde ihr Land arg mitgenommen; nach Vertreibung der Sachsen besetzte es Karl Martell und hielt Ruhe und Ordnung aufrecht. Das Christentum war den Hessen zwar schon vor dem hl. Bonifatius von fränkischen Priestern gepredigt worden, hatte aber bei der zähen Anhänglichkeit der Hessen an das überlieferte Heidentum und bei den häufigen Kriegen wenig Anhänger gefunden. An der Edder und Werra war das Heidentum in noch ungestörter Herrschaft. Nun trat der hl. Bonifatius mit dem Feuereifer des Elias vor die Hessen hin und predigte ihnen unermüdlich das Kreuz Christi. Mit berechnender Klugheit wandte er sich besonders an die Vornehmen und Edlen, nach deren Beispiel sich der gemeine Mann ja zu richten pflegt. Not und Glend, Folgen der vorhergehenden Kriege, hatten ernste Gedanken im Volke hervorgerufen und die Gemüter für den Samen des Christentums empfänglich gemacht. Bonifatius nahm an den Leiden des Volkes innigen Anteil und suchte sie durch die tröstlichen Wahrheiten des Christentums zu lindern. Ein herrlicher Erfolg krönte seine Bemühungen. Die Abneigung vor dem Christentum verschwand im Volke; die heidnischen Götzenbilder wurden zerstört, christliche Kirchen gegründet und Tausende durch das heilige Sakrament der Taufe in den Schoß der Kirche aufgenommen. Während sich das Volk früher gegen das Christentum gleichgiltig oder gar feindselig verhalten hatte,

ergriff es jetzt ein mächtiger Zug zum Christentume und bekehrte sich in Menge. Es war bei der Bekehrung des Volkes in hohem Grade der heilige Geist thätig, dessen Wirken dem Winde gleicht, welcher weht, wo er will, ohne daß man weiß, woher er kommt und wohin er weht. Schon um diese Zeit soll der hl. Bonifatius auf dem Staufenhühl bei Eschwege an der Werra ein Gözenbild von Stuffo, dem Gott des Trunkes, zerstört und an dessen Stelle eine Kapelle erbaut haben. Überhaupt erzählt die Legende von vielen Orten, wo Bonifatius Gözenbilder zerstört und christliche Heiligtümer errichtet haben soll. Sicher ist es an vielen Orten der Fall gewesen, wo sich im Munde des Volkes Überlieferungen erhalten haben, ohne daß wir es mit historischer Gewißheit nachweisen können.

Diese großen Erfolge wurden zwar in kurzer Zeit errungen, kosteten dem hl. Bonifatius aber auch viele Mühen und Arbeiten, von denen wir uns kaum eine entsprechende Vorstellung machen können. Dazu bereiteten sittenlose und irrgläubige Priester dem hl. Bonifatius große Schwierigkeiten, sodaß er oft niedergeschlagen und betrübt war. Seinem väterlichen Freunde, dem Bischof Daniel von Winchester, drückte er in einem Briefe die Gefühle seiner geängstigten Seele aus und bat um Trost und Rat. In dem Antwortschreiben¹⁾ weist Bischof Daniel, ein milder und gelehrter Mann, zunächst auf den großen Lohn und die hohen Verdienste des apostolischen Amtes hin und zeigt dem Bonifatius, wie er die Hartnäckigkeit und Verblendung der Heiden besiegen könne; er rät ihm, ohne allen Spott und Ironie, mit großer Sanftmut und Geduld die Heiden zu belehren, daß ihre Götter, welche nach Art der Menschen in das Dasein getreten wären und den Menschen zu helfen sich unfähig erwiesen, gar keine Götter seien und die Welt weder erschaffen noch regieren könnten; um sie von der Nichtigkeit ihrer Götter zu überzeugen, diene auch die Frage, warum denn jetzt keine Götter mehr in das Dasein träten, und der Hinweis, daß die Götter ihre Verehrer weder zeitlich noch ewig beglücken könnten; ferner rät er, die erhabenen christlichen Lehren den heidnischen Ansichten gegenüberzustellen und den Heiden zu

¹⁾ Ep. 15. Der Brief wird als eine Anweisung zur Ausübung des apostolischen Amtes angesehen und der katechetische genannt. Bischof Daniel interessierte sich sehr für das Missionswesen in Deutschland und riet als welterfahrener Mann, mehr bei der Predigt zu überzeugen als niederzuschmettern, ganz nach der Methode, wie die Angelsachsen befehrt waren.

zeigen, wie sie sich schämen müßten, angesichts solcher Lehren des Christentums an den unvernünftigen heidnischen Lehren festzuhalten; die Ohnmacht der heidnischen Götter soll Bonifatius den Heiden besonders daran anschaulich machen, daß das Heidentum seit der Menschwerdung Jesu Christi und der Erlösung durch ihn immer mehr verdrängt und die christliche Religion die herrschende werde, ohne daß die heidnischen Götter ihre Religion gegen die christliche verteidigten. Zum Schluß bittet Daniel den hl. Bonifatius um sein Gebet, daß Gott ihm in seiner Krankheit barmherzig sei, und wünscht ihm Gottes reichsten Segen. Dieser Brief enthält gewiß weise Ratschläge, die dem hl. Bonifatius zu dem schwierigen Werke der Bekehrung verblendeter Heiden sehr dienlich waren.

Zum Mittelpunkte seiner Wirksamkeit in Hessen erwählte sich der hl. Bonifatius Amanaburg (Amanaburch, Ameneburg), einen Ort auf einem hohen, weithin sichtbaren Berge an der Ohm (damals Amana genannt), einem Zuflusse der Lahn, wo jetzt — nicht weit von Marburg — die anmutige Stadt Amöneburg liegt.¹⁾ Der Ort stand damals unter zwei Brüdern, Dettic und Deorwulf, welche zwar das Christentum angenommen hatten, aber auch noch Gözenbilder anbeteten. Der hl. Bonifatius bekehrte die beiden Brüder und eine Menge Volkes, sammelte dort eine Schar von getreuen Dienern um sich und vereinigte sie in einer klösterlichen Niederlassung, welche auf dem Berge als die erste christliche Stiftung im Hessenlande weithin sichtbar zum Himmel emporragte und für seine Bewohner eine christliche Warte war. Von dort aus leitete Bonifatius das Werk der Bekehrung Hessens und breitete das Christentum bis zu den Grenzen der Sachsen aus.

¹⁾ Andere verstehen unter Amanaburg Homburg in Hessen oder Bamberg oder Hamelburg an der fränkischen Saale (Seiters, Reinerding); allein Amöneburg paßt am besten zur alten Schreibweise des Ortes und des Flusses, wie auch zu den Berichten von Willibald und Othlo; noch jetzt sprechen die Bewohner jener Gegend Ameneburg. Ferner weist die beständige Tradition nach Amöneburg; es wurde dort später auf dem Kirchhofe ein Altar errichtet, wo Bonifatius die erste Zelle erbaut hatte. Auch eignete sich Amöneburg vorzüglich zur ersten christlichen Niederlassung; es beherrscht durch seine hohe Lage die Gegend ringsumher und war leicht zu befestigen, sodaß es für die ringsumher wohnenden Katholiken ein geeigneter Mittelpunkt und bei Einfällen der heidnischen Sachsen eine sichere Zufluchtsstätte war. Die andern angenommenen Orte liegen zu fern, als daß sie für die Glaubensboten ein Sammelpunkt und für die Christen zur Zeit der Verfolgung eine Zufluchtsstätte sein konnten.

Voll Freude sandte der hl. Bonifatius einen treuen und geeigneten Boten, Namens Wynnan, mit einem Briefe nach Rom, um dem Papste über die herrlichen Erfolge zu berichten, welche er während der verhältnismäßig kurzen apostolischen Thätigkeit in Hessen im Laufe des Jahres 722 errungen hatte. Zugleich richtete er an den Papst einige Fragen bezüglich des Missionswesens. Der Bote überbrachte den Brief dem Papste, dem Vater der Christenheit, und kehrte nach kurzem Aufenthalte in Rom nach Deutschland mit einem Briefe des Papstes zurück, in welchem dieser hoch erfreut den hl. Bonifatius einlud, nach Rom zu kommen und sich ausführlich mit ihm zu besprechen.

Sechstes Kapitel.

Bonifatius reist nach Rom und wird zum Missionsbischof für Deutschland geweiht (722); seine Reise zu Karl Martell.

Ein mündlicher Gedankenaustausch mit dem Papste war ohne Zweifel das beste Mittel, um ihn über die Lage der katholischen Kirche im mittlern Deutschland aufzuklären und sichern Rat von ihm zu erhalten. Ein großer Teil der Hessen und Thüringer war zur katholischen Kirche bekehrt; es kam nun darauf an, eine ausreichende Zahl von Kirchen und Klöstern zu gründen, den Gottesdienst zu ordnen und kirchliches Leben herzustellen. Es war ferner eine große Anzahl von Priestern nötig, um in dem weit ausgedehnten Gebiete das Wort Gottes beständig zu verkünden, die heiligen Sakramente zu spenden und die Seelsorge zu verwalten. Es mußte daher vom Papste auch ein Bischof ernannt werden, welcher mit höherer Vollmacht ausgerüstet war, um die kirchlichen Verhältnisse des Landes zu ordnen. Solange es an einem Oberhirten fehlte, welcher in lebendiger Verbindung mit dem Mittelpunkte der Kirche jenes Missionsland verwaltete, konnte die Kirche nie lebenskräftig werden. Deshalb folgte Bonifatius gern dem Rufe des Papstes und reiste zur Beratung so wichtiger Dinge nach Rom, von einer Schar Schüler und Genossen begleitet. Er wählte den Weg durch Frankreich und Burgund, wohl in der Absicht, um die Verhältnisse im dortigen Reiche kennen zu lernen, überstieg die Alpenkette auf dem über den St. Bernhard führenden Wege,

durchwanderte dann das nördliche, von den Langobarden besetzte Italien und gelangte endlich nach vielen beschwerlichen Märschen nach Rom. Ein heißes Dankgebet stieg bei dem Anblicke der ewigen Stadt aus seiner Brust zu Gott empor; seine ersten Schritte lenkte er in Rom zur Peterskirche, die an der Stelle erbaut war, wo Neros Cirkus stand und die Martyrer seiner Zeit, auch der hl. Petrus, hingerichtet waren. Dort dankte er Gott dem Herrn für die glücklich beendete Reise. Als er dann die ermüdeten Glieder etwas ausgeruht hatte, ließ er seine Ankunft dem Papste Gregor melden, welcher darüber hochofrenet war. Bonifatius bekam Wohnung in einem Pilgerhause und wurde bald darauf in die Peterskirche beschieden, um sich dort dem Papste vorzustellen. Nach kurzer, gegenseitiger Begrüßung suchte sich der Papst vor allem über die unveränderte Rechtgläubigkeit des hl. Bonifatius zu vergewissern und verlangte sein Glaubensbekenntnis. Wenn schon jeder Bischof vor dem Empfange der Bischofsweihe das Glaubensbekenntnis ablegen muß, so ist es begreiflich, daß der Papst als Wächter des reinen Glaubens ganz besonders von Bonifatius das Bekenntnis seines Glaubens verlangte. Damals waren aus verschiedenen Ländern und ohne höhern Auftrag Glaubensboten nach Deutschland gekommen, welche, sei es aus Unwissenheit, sei es aus Bosheit, dem Volke irrige Lehren verkündeten; ferner hatte der Papst dem hl. Bonifatius eine hervorragende Stelle in Deutschland zgedacht; er sollte dort als Bischof an der Ausbreitung und Befestigung der katholischen Kirche thätig sein und mächtige Volksstämme in die Kirche einführen. Daher war es ganz berechtigt, daß der Papst von Bonifatius ein Glaubensbekenntnis forderte; das sogleich abzulegen, hatte für diesen etwas Mißliches, weil er der Landessprache nicht mächtig genug war und sich mit dem Papste in der lateinischen Sprache verständigte. Überdies legte Bonifatius großes Gewicht darauf, in einer so wichtigen Sache sich sprachlich schön und inhaltlich richtig auszudrücken. Er bat daher den Papst um die Erlaubnis, sein Glaubensbekenntnis schriftlich einreichen zu dürfen; dieser gestattete es ihm, setzte aber eine kurze Frist fest. Bonifatius verfaßte nun in schönem Latein ein Bekenntnis seines Glaubens und ließ es dem Papste vorlegen. Auf dessen Einladung begab er sich am festgesetzten Tage in die Laterankirche, welche vom ersten christlichen Kaiser, Konstantin dem Großen, erbaut war und die eigentliche bischöfliche Kirche des Papstes ist; in dem anliegenden Palaste, dem Lateran, residierten damals

die Päpste. Bonifatius kniete demütig vor dem Papste nieder und bat ihn um seinen Segen. Dieser hob ihn freudig auf, gab ihm sein Glaubensbekenntnis wieder und ließ ihn neben sich sitzen. Nun ermahnte der Papst den Bonifatius, diesen Glauben allezeit rein zu bewahren und nach Kräften den deutschen Stämmen zu verkündigen; sodann besprach er sich mit ihm ausführlich über verschiedene Punkte des Glaubens, über die Art und Weise der Verkündigung desselben bei den heidnischen Völkern, über die Feier des Gottesdienstes und anderes mehr. Zugleich erkundigte sich der Papst eingehend nach dem Erfolge der christlichen Predigt und vernahm mit Freuden, daß so viele Heiden dem Aberglauben entsagt und sich dem Lichte des Christentums zugewandt hatten. Damit die Neubekehrten nicht eines Hirten entbehrten, so beschloß der Vater der Christenheit, den hl. Bonifatius zum Bischöfe zu weihen. Dieser wagte nicht, dem Papste sich zu widersetzen, und fügte sich in demütiger Unterwerfung; es wurde der 30. November zum Tage der Bischofsweihe festgesetzt. Nach alter Vorschrift soll nämlich die Bischofsweihe an einem Sonn- oder einem Aposteltage statthaben. Der 30. November ist aber der Tag des hl. Apostels Andreas, sei es daß dieser Tag damals der nächste geeignete Tag war, sei es weil der hl. Andreas der Patron jenes Klosters ist, von wo aus der hl. Augustin zur Bekehrung Englands auszog, und daher von dem hl. Bonifatius besonders verehrt wurde.

Nachdem die lange und ausführliche Besprechung mit dem Papste beendet war, verabschiedete sich Bonifatius vom Papste und bereitete sich auf den Empfang der heiligen Bischofsweihe mit dem größten Eifer vor. Am festgesetzten Tage des Jahres 722¹⁾ wurde Bonifatius vom Papste selber zum Missionsbischof für Deutschland unter jenen feierlichen Ceremonien geweiht, wie sie größtenteils Papst Gregor der Große, der auch dem kirchlichen Kultus die größte Sorgfalt zuwandte, für diese heilige Handlung festgesetzt hatte. Der Spender des heiligen Sakramentes und der zu Weihende lesen gemeinschaftlich die heilige Messe; der zu Weihende legt den Eid der Treue gegen Papst und Kirche in die Hände des Weihenden ab; sodann werden Glauben und Sitten des zu weihenden Bischofs geprüft, und nachdem ihm die

1) In älterer Zeit nahm man das Jahr 723 an, weil die Bekehrung so vieler Hefsen mehr als den Zeitraum des Jahres 722 zu verlangen schien; in neuerer Zeit nimmt man nach den päpstlichen Urkunden meistens das Jahr 722 an.

Pflichten des bischöflichen Amtes eindringlich vorgelegt sind, werden ihm unter Handauslegung und Gebet die bischöflichen Vollmachten erteilt; zuletzt werden ihm unter geeigneten Gebeten und Ermahnungen die bischöflichen Insignien, Stab, Mitra, Ring, Handschuhe, überreicht. Der Eid,¹⁾ welchen der hl. Bonifatius bei dem Empfange der Bischofsweihe dem Papste schwor, weicht von der Form ab, nach welcher die unter der Herrschaft des oströmischen Kaisers stehenden Bischöfe Italiens schwuren; er hatte folgenden Wortlaut: „Im Namen Gottes des Vaters und unsers Erlösers Jesu Christi. Ich, Bonifatius, durch Gottes Gnade Bischof, gebe dir, heiliger Apostel Petrus, Fürst der Apostel, und deinem Stellvertreter, dem heiligen Vater Gregor, und allen seinen Nachfolgern, bei dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, der unteilbaren Dreieinigkeit, und bei deinem heiligen Zeichen das Versprechen, daß ich den gesamten heiligen, katholischen Glauben rein bewahren und mit Gottes Hilfe in der Einheit dieses Glaubens beharren werde, auf welchem unzweifelhaft das ganze Heil aller Christen beruht, daß ich auf keinerlei Rat hin Bestrebungen gegen die Einheit der gemeinsamen und allgemeinen Kirche zustimmen werde, sondern, wie gesagt, in makelloser Treue dir (Petrus), welchem von Gott dem Herrn die Gewalt zu binden und zu lösen gegeben ist, und deinem genannten Stellvertreter und allen seinen Nachfolgern zum Nutzen der Kirche in allen Dingen meine Mithilfe leisten werde, ja, daß ich, wenn ich von Vorstehern der Kirche erfahren sollte, daß sie gegen die alten Satzungen der heiligen Väter handeln, mit diesen keine Gemeinschaft oder Verbindung haben, ihr Handeln womöglich verhindern und andernfalls es sogleich gewissenhaft meinem apostolischen Herrn anzeigen werde. Sollte ich, was von mir ferne sei, gegen dieses abgelegte Versprechen in irgend einer Weise, sei es in meiner Gesinnung, sei es in äußerem Thun, zu handeln versuchen, so will ich im ewigen Gerichte schuldig befunden werden und die Strafe des Ananias und der Saphira erleiden, welche dich bezüglich des Eigentums zu betrügen und zu täuschen versucht haben.

Diese Urkunde über meinen Eid habe ich, Bonifatius, ein geringer Bischof, mit eigener Hand geschrieben, auf deinen

¹⁾ Ep. 17. Jaffé teilt dort beide Eidesformen mit; die Bischöfe Italiens versprachen, in keine Bestrebungen gegen den oströmischen Kaiser sich einzulassen; das hatte für einen deutschen Missionar keinen Sinn und fehlt im Eide des hl. Bonifatius, den uns Othlo mitgeteilt hat.

(Petrus) heiligsten Leichnam niedergelegt und nach ihrem Wortlaute vor Gott als Zeugen und Richter beschworen; sie zu halten, verspreche ich."

Wegen dieses Eides ist der hl. Bonifatius vielfach, besonders von Protestanten, getadelt worden, als ob er dadurch seine Selbständigkeit preisgegeben und die deutsche Kirche an den Papst ausgeliefert habe. Allein der hl. Bonifatius handelte getreu nach dem katholischen Glauben, wie ihn Christus der Herr uns gelehrt hat. Weil der Papst als Nachfolger des hl. Petrus das Fundament ist, auf welchem die für alle feindliche Macht unbesiegbare Kirche aufgebaut ist, weil er nach der Anordnung Jesu Christi die höchste Schlüsselgewalt hat und als oberster Hirt die ganze Herde leiten, selbst auch die andern Hirten im Glauben stärken soll,¹⁾ so mußte Bonifatius sich dem Papste unterordnen und im treuen Anschlusse an ihn wirken. So wie man sich nach dem Willen Gottes auf staatlichem Gebiete den weltlichen Obern unterordnen muß, ebenso ist es auch vernünftig und dem Willen Gottes entsprechend, sich auf religiösem Gebiete dem Papste unterzuordnen. Übrigens war der Eid des hl. Bonifatius seinem wesentlichen Inhalte nach nichts Neues, weil der Papst zu allen Zeiten in der ganzen Kirche als oberster Lehrer, Priester und Hirt anerkannt wurde, wie viele Thatsachen der Kirchengeschichte, Aussprüche der Konzilien und Zeugnisse der Kirchenväter unwiderleglich darthun. Die Forderung eines solchen Eides war auch von seiten des Papstes kein Werk anmaßender Herrschsucht, denn der Papst ist berufen, allen Menschen die beseligende Teilnahme an den Lehren und Gnadenmitteln der Kirche Jesu Christi zu ermöglichen, alle Glieder der Kirche mit sich als dem belebenden Mittelpunkte zu verbinden und so die Einheit in der Kirche zu erhalten; die Einheit ist aber zum Bestande der Kirche durchaus nötig, denn ein Reich, welches in sich selbst uneins ist, wird zu Grunde gehen, und deshalb hat auch Christus so sehr um die Einheit der Kirche gebetet. (Joh. XVII.) Als Oberhaupt der Kirche handelte daher der Papst nur in der berechtigten Ausübung seines Oberhirten-Amtes, wenn er Bonifatius bei der Erteilung der kirchlichen Sendung schwören ließ, nur stets in lebendiger Verbindung mit ihm zu wirken; der Papst würde sein Amt und die Einheit der Kirche aufgegeben haben, falls er anders gehandelt hätte. Wenn es vernünftig und berechtigt ist,

¹⁾ Matth. 16, 18. Joh. 21, 15. Luk. 22, 32.

daß der Landesfürst von Soldaten und Beamten sich den Eid der Treue schwören läßt, so ist es ebenso vernünftig und berechtigt, daß der Papst sich von seinen Glaubensboten den Eid der Treue schwören läßt. Nach dem Grundsatz, jeder kann lehren und glauben wie er will, ist die Bildung einer einigen, gemeinsamen Kirche überhaupt unmöglich; eine vollständige Zersplitterung muß die Folge dieses Grundsatzes sein, wie die Erfahrungen im Protestantismus deutlich beweisen. Durch diese Unterordnung, durch diesen engen Anschluß an die römische Kirche hat der hl. Bonifatius auch keineswegs an Macht und Einfluß verloren, sondern vielmehr gewonnen. Bonifatius, vom Papste selber zum Bischof geweiht und nach Deutschland ausgesandt, war nun dem Volke und den andern Glaubensboten gegenüber mit einer höhern Autorität ausgerüstet, und konnte in Deutschland viel entschiedener und nachhaltiger wirken als wenn er eigenmächtig bloß auf sich selber sich gestützt hätte. Ohne eine höhere Sendung vom Papste hätte Bonifatius die Deutschen, welche sich in viele Stämme zersplitterten und große Sondergelüste hatten, niemals in derselben Kirche einigen können; sein Werk wäre nie umfangreich und dauernd geworden, sondern bald wieder spurlos zerfallen, wie es bei denjenigen Glaubensboten geschah, die sich nicht fest an den stärkenden Mittelpunkt der Kirche angeschlossen hatten. Auf den Papst, den unerschütterlichen Felsen, von Bonifatius aufgebaut, gewann die katholische Kirche in Deutschland für Jahrhunderte lang sichern und festen Bestand. Es war daher für die Kirche Deutschlands ein wichtiges, segensreiches Ereignis, daß Bonifatius vom Papste ausgesandt wurde und ihm den Eid der Treue schwur. Nur wer geordnete Freiheit mit schrankenloser Willkür, vernünftige Unterordnung mit Geistesknechtung verwechselt, und für Spaltungen, Irrlehren und unbegründete, überspannte nationale Gefühle freie Bewegung verlangt, nur der kann in dem Eide des hl. Bonifatius etwas Tadelnswertes finden; vom Standpunkt der kirchlichen Gemeinschaft aus war der Eid notwendig und nützlich.

Der Papst wandte dem hl. Bonifatius sein besonderes Wohlwollen zu und suchte sein Werk auf jede Weise zu fördern. Er gab ihm eine Sammlung von päpstlichen Bestimmungen, nach welchen er die Kirchenzucht in Deutschland regeln sollte, versprach ihm in allen Lagen Beistand und Rat, und nahm ihn in die besondere Gemeinschaft des Apostolischen Stuhles auf. Dantals bildete nämlich die römische Kirche mit vielen

Kirchen, die mit ihr in Gemeinschaft standen, noch eine eigene, besondere Bruderschaft, deren Mitglieder sich gegenseitig durch Gebete unterstützten und die Verdienste ihrer guten Werke einander zuwandten. Solche Verbindungen gingen aus dem Glaubensartikel von der Gemeinschaft der Heiligen hervor und beruhten auf der auch mehrfach in der Bibel ausgesprochenen Lehre, daß die Gerechten durch Gebete und gute Werke einander helfen können.¹⁾ In diese besondere Gebetsbruderschaft nahm der Papst auch Bonifatius und die deutsche Kirche auf. Wohl wissend, daß auch der Schutz der Fürsten für den hl. Bonifatius viel wert sei, übergab der Papst ihm einen Brief an Karl Martell,²⁾ welcher als Hausmeier die Geschicke des Frankenreiches mit mächtiger Hand leitete. In diesem Briefe teilt der Papst dem Karl Martell mit, daß er Bonifatius, einen erprobten, von ihm zum Bischof geweihten, in den Satzungen des Apostolischen Stuhles wohl unterrichteten Mann dazu bestimmt habe, den Völkern Germaniens, besonders den auf rechtem Rheinufer wohnenden und noch in der Finsternis des Heidentums sitzenden Stämmen, das Evangelium zu verkünden; sodann empfiehlt er Bonifatius seinem Wohlwollen und bittet, ihm in allen Tagen beizustehen und ihn gegen alle Gegner zu verteidigen, bedenkend, daß das, was er diesem thue, so gut sei als ob er es Gott thäte. Außerdem gab der Papst dem hl. Bonifatius noch mehrere Briefe zur kräftigen Unterstützung seiner Thätigkeit mit. Ein Brief ist an die Geistlichen und das Volk Deutschlands gerichtet und enthält Bestimmungen über die Spendung der Taufe und der Priesterweihe, wie auch über die Verwaltung des Kirchenvermögens.³⁾ Die Taufe soll, außer in Todesgefahr, an den Tagen vor Ostern und Pfingsten, die Priesterweihe an den Quatertempertagen und am Karfreitag nur an Würdige erteilt werden; aus den Opfergaben der Gläubigen soll Bonifatius vier Teile machen, einen für sich, einen für die Geistlichen, einen für die Armen und einen für die kirchlichen Bauten.

Ein drittes Schreiben⁴⁾ des Papstes ist an die geistlichen und weltlichen Vorgesetzten, sowie an alle gottesfürchtigen Christen Deutschlands gerichtet. In diesem Schreiben sagt der Papst, es gäbe im östlichen Deutschland noch Menschen, welche gar nicht getauft wären und gleich den Tieren ihren Schöpfer nicht

¹⁾ Mos. 18, 20. Job 42, 18. Röm. 15, 32. Jak. 5, 16. ²⁾ Ep. 21.

³⁾ Ep. 19. ⁴⁾ Ep. 18.

erkannten; andere seien zwar zum Christentum übergetreten, verehrten aber noch Götzen; Bonifatius werde daher ausgesandt, um diese zu bessern und jene zu unterrichten; alle sollten ihn aus Liebe zu Jesus Christus wohlwollend und gastlich aufnehmen, bedenkend dessen Wort: „Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf“. (Matth. X, 40.) Wer also Bonifatius aufnehme, werde ewigen Lohn, wer sich ihm widersetze, ewige Strafe empfangen.

Ein viertes Schreiben¹⁾ des Papstes ist an fünf Edle, Alulf, Godolav, Wilar, Gundhar, Alvold und alle Christgläubigen Thüringens gerichtet. Der Papst lobt sie wegen ihrer großen Standhaftigkeit im Glauben, daß sie den fanatischen Heiden erklärt hätten, sie wollten lieber sterben, als sich gegen den Glauben verfehlen; sodann wünscht er ihnen, daß sie immer mehr in dem Glauben fortschreiten, den der Apostolische Stuhl verkündige. Um sie in diesem Glauben zu unterweisen und zu befestigen, sei Bonifatius ausersehen, dem sie daher im Herrn zur Erlangung der ewigen Seligkeit gehorchen möchten. Ueber die genannten fünf Edlen wissen wir nichts Näheres; wahrscheinlich hatten sie auch durch Schenkungen den Bau von Klöstern und Kirchen unterstützt. Ein fünftes Sendschreiben²⁾ des Papstes ist an das gesamte thüringische Volk gerichtet. Jesus Christus, so führt der Papst aus, habe auf Erden das Werk der Erlösung vollbracht und sei dann in den Himmel aufgefahren, habe aber den Aposteln befohlen, seine Lehre in der ganzen Welt allen Völkern zu verkündigen, damit sie dadurch selig würden. Weil der Papst auch das Heil der Thüringer wolle, so sende er Bonifatius zu ihnen, welcher sie vom Irrtume bekehren und auf den Weg des Heiles führen solle. Ihn sollten sie daher wie ihren Vater aufnehmen, ihn ehren und ihm gehorchen, da er nicht des zeitlichen Gewinnes halber käme, sondern um ihre Seelen zu retten. Daher sollten sie auch die heilige Taufe empfangen, sich des Götzendienstes und aller bösen Werke enthalten, den Befehlen des Bonifatius gehorchen, ihm eine Wohnung, Gott aber Kirchen bauen, damit sie darin zu Gott beten könnten, um die Verzeihung ihrer Sünden und das ewige Leben zu erlangen.

Das bedeutendste und längste, mehr als zwanzig Stellen der heiligen Schrift enthaltende Schreiben³⁾ gab Papst Gregor

¹⁾ Ep. 20. ²⁾ Ep. 26. Es wird vermutet, daß dieser Brief erst später, nach dem Eintreffen des hl. Bonifatius in Thüringen, abgesandt sei. ³⁾ Ep. 22.

dem hl. Bonifatius an die Altsachsen mit, so genannt, weil sie in der alten Heimat, dem nordwestlichen Deutschland, zu beiden Seiten der Weser, zurückgeblieben waren, während ein Teil des Stammes nach England auswanderte und Angelsachsen hieß. Das Schreiben lautet: „Papst Gregor an das gesamte Volk in der Provinz der Altsachsen. Teuerste! Gelehrten und Ungelehrten bekenne ich mich verpflichtet, ihr sollt daher wissen, wie sehr ich für euch besorgt bin, sowohl für diejenigen, welche den Glauben angenommen haben, als auch für die, welche ihn noch annehmen werden, damit euere Herzen in Liebe unterwiesen und erquickt werden in der reichen Fülle des geistigen Verständnisses, in der Erkenntnis des Geheimnisses Gottes, des Vaters, unsers Herrn Jesu Christi, in welchem nach den Worten des ausgezeichneten Apostels (Paul., Koloss. II, 3) alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis verborgen sind. Ich sage dieses, weil das Reich Gottes nahe ist, damit niemand euch fernerhin täuscht durch spitzfindige Reden, sodaß ihr in einem Metalle euer Heil suchet, indem ihr aus Gold, Silber, Erz, Stein oder einem andern Stoffe mit eigener Hand gemachte Gözenbilder anbetet.¹⁾ Diese Dinge sind seit alten Zeiten fälschlich von den Heiden Gözenbilder genannt worden, da in ihnen offenbar die Dämonen wohnen, denn alle Gözen der Heiden sind, wie die heilige Schrift sagt (Ps. 95, 5), Dämonen,

¹⁾ Wegen dieser Stelle über die Gözenbilder ist das Schreiben des Papstes mehrfach als unrichtig und verfehlt bezeichnet worden, indem man sich einseitig auf Tacitus, Germania c. 9 und 43 berief, wonach die alten Deutschen gar keine Gözenbilder hatten, sondern ihre Götter in der freien Natur verehrten, weil sie es der Götter für unwürdig hielten, sie in Tempeln einzuschließen. Indessen berichtet derselbe Tacitus auch von einem Tempel der Nerthus (c. 40) und von einem Tempel der Tanfana im Lande der Marsen an der Lippe (Tac. A. I. 50, 56). Auch das Umherfahren der Göttin Nerthus in einem Wagen und das Baden im See kann sich doch wohl nur auf ihr Bild beziehen. Die christlichen Glaubensboten, welche unter den Deutschen lebten und wirkten, und daher besser orientiert waren als der in Rom lebende und auf Berichte anderer angewiesene Tacitus, berichten übereinstimmend von Tempeln und Gözenbildern der alten Deutschen. Daher wird denn auch in neuerer Zeit von den besonnensten Forschern, z. B. Grimm (Deutsche Myth. I, 86—99) angenommen, daß jener Bericht des Tacitus nicht streng zu nehmen ist, und daß die alten Deutschen wirklich Gözenbilder hatten, wie auch die Geschichte der Irmenul deutlich beweist. Was Tanfana und Irmenul waren, ist zweifelhaft. Tanfana war nach Giefers ein in einem Haine aufgerichteter Baumstamm, nach Grimm (Gesch. der deutschen Sprache, S. 118 und 622) eine weibliche Gottheit, vielleicht des Herdes und des Feuers; das Wort templum paßt mehr zur Bezeichnung eines Gebäudes

der Herr aber, unser Gott, hat die Himmel erschaffen.¹⁾ Welche aber von euch Christum unsern Herrn angenommen haben, die mögen in ihm wandeln, gegründet und aufgebaut und befestigt durch den Glauben, zunehmend in Dankagung. Hütet euch, daß keiner euch durch Weltweisheit und leeren Trug verführt, denn die Söhne der Finsternis sind listiger als die Söhne des Lichtes. Meine Söhne! lasset von der Verehrung der Gözenbilder ab; tretet hinzu und betet den Herrn an, unsern Gott, welcher Himmel und Erde, das Meer und alles, was darin ist, erschaffen hat, und euer Antlitz wird nicht erröthen. Es ist ja nur ein Herr der Menschen, der Vögel, der Vierfüßigen und der Fische, welcher gepriesen sei von Ewigkeit zu Ewigkeit. Leget also den alten Menschen ab und ziehet den neuen Christum an, ablegend Zorn, Erbitterung, Bosheit, Gotteslästerung; eine schmutzige Rede laßt nicht aus euerm Munde kommen. Von dem Gözendienste saget euch los, denn es will bereits Abend werden. Seid nicht müßig; vollbringeret vielmehr das gute Werk, damit Christus in euch wohnt, und was immer ihr in Wort oder Werk thuet, das thuet im Namen unsers Herrn Jesu Christi, durch ihn Dank sagend Gott dem Vater, das Heidentum zurückweisend, wissend, daß ihr einen Herrn im Himmel habt; zu ihm richtet, dem Gebete obliegend, euere Herzen empor, denn groß ist der Herr, unser Gott, und jedes Lobes würdig und Ehrfurcht gebietender als alle andern Götter; er will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen. Dazu ermahne ich euch, Brüder, daß ihr den, welcher sich von euch zu Christus bekehren will, auf keine Weise davon abhaltet und nicht zur Anbetung der Gözenbilder zwingt; denn Christus der Herr selbst lebt mit Gott, dem allmächtigen

als eines Haines. Unter Irmenul wird bald ein Baumstamm als Sinnbild der alles tragenden Gottheit, bald eine Bildsäule zu Ehren Armins, des vielbesungenen Befreiers vom Römerjoch, bald eine Säule vom Gotte aller Götter verstanden. Bestimmte Nachrichten über die Gözenbilder der alten Sachsen fehlen uns.

¹⁾ Wie die heilige Schrift, so sprechen auch die Kirchenväter, welche den Gözendienst mit eigenen Augen sahen, sich dahin aus, daß der Gözendienst auf dem Einflusse des Teufels beruht, der den Geist des Menschen verfinsterte, und daß der Teufel sich mitunter der Gözenbilder und der Drakel zur Vollbringung scheinbar wunderbarer Thaten bediente, um die Menschen von der Erkenntnis und Verehrung des wahren Gottes abzuhalten und immer tiefer in Irrtum, Sünde und Laster zu stürzen; auch war die Verehrung der Gözenbilder vielfach mit Sünden verbunden, z. B. mit Unkeuschheit und Trunksucht.

Vater, in Einigkeit des heiligen Geistes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Teuerste! Es ist ein treuer Diener und Mitarbeiter im Herrn, welchen ich zu euch schicke, Bonifatius, mein Bruder und Mitbischof; er soll sehen, wie es mit euch steht, soll euer Herz trösten und euch in Christus, unserm Herrn, ermahnen, damit ihr von dem Truge des Teufels befreit und der ewigen Verdammnis entrissen werdet, damit ihr die Kindschaft Gottes verdient und das ewige Leben habt."

Aus diesem, in väterlichem, eindringlichem Tone abgefaßten Briefe des Papstes sehen wir, daß er von Anfang an die Bekehrung des großen Stammes der Sachsen in Aussicht genommen hatte; ebenso auch Bonifatius, der in ihnen seine Stammesgenossen sah. Weil der Papst in seinem Briefe von solchen spricht, welche bereits den christlichen Glauben angenommen hatten, so waren unstreitig schon Glaubensboten bei den Sachsen thätig gewesen. Wer diese waren, wo und wie sie gewirkt haben, darüber sind nur vereinzelte Nachrichten auf uns gekommen; die meisten wurden von den verblendeten Sachsen erschlagen, und ihr Andenken verschwand. Schon der berühmte Bischof Martin von Tours, † 400, soll bei den Sachsen das Evangelium verkündet haben.¹⁾ Um das Jahr 690 begaben sich zwei angelsächsische Mönche, die beiden Brüder Gwald, nach der Farbe ihrer Haare der Schwarze und der Weiße genannt, zu den Sachsen, um ihnen das Licht des Evangeliums zu bringen; als sie in einem Dorfe einkehrten, wurden sie an ihren Gebeten und Gefängen als Christen erkannt, und von den Dorfbewohnern aus Furcht, sie könnten das Christentum verbreiten, getötet; der eine wurde mit dem Schwerte rasch erschlagen, der andere langsam in Stücke zerhauen; beider Leichname wurden

¹⁾ Der gelehrte Bischof Martin von Braga in Portugal († 580) sagt in seinem Lobliede auf den hl. Martin:

Immanes variasque pio sub foedere Christi
Adsciscis gentes: Alamanus, Saxo, Toringus,
Panonius, Rugus, Slavus, Nara, Sarmata, Datus,
Ostrogotus, Francus, Burgundio, Dacus, Alanus,
Te duce nosse Deum gaudent.

"Große und verschiedene Völker vereinigt du im heiligen Bunde Christi: Alamannen, Sachsen, Thüringer, Ungarn u. s. w. freuen sich, unter deiner Führung Gott erkannt zu haben."

Aus diesem Gedichte hat man geschlossen, daß der hl. Martin, der in Ungarn von heidnischen Eltern geboren wurde und später als Bischof von Tours sich dem Missionswesen in Deutschland widmete, auch den Sachsen das Evangelium verkündet habe. Wegen seiner hervorragenden

in den Rhein geworfen, aber an ihrem Lichtglanze erkannt und später von Pipin in Köln feierlich beigesezt. Kurz vor dem hl. Bonifatius war Suitbert, ein Schüler des hl. Willibrord, an den Ufern der Lippe für das Evangelium thätig, aber sein Werk wurde durch die heidnischen Sachsen zerstört. Leider machten es mancherlei Umstände und besonders auch die Verstocktheit der heidnischen Sachsen dem hl. Bonifatius unmöglich, seinem Herzenswunsche zu folgen und seinen Stammverwandten das Wort Gottes zu verkündigen.

Wenn wir den Inhalt dieser Briefe betrachten, welche der Papst dem hl. Bonifatius mitgab, so beglaubigten sie die ihm übertragene kirchliche Sendung, gaben ihm eine bestimmte Richtschnur für seine Wirksamkeit und enthielten für ihn vielfache Empfehlungen. Sie entsprachen also dem Zwecke, wozu ihn der Papst aussandte. Bonifatius sollte nicht bloß die katholische Kirche in Deutschland ausbreiten, sondern auch die vom Glauben und der kirchlichen Ordnung abweichenden Elemente zur Einheit des Glaubens und zur Verbindung mit dem Römischen Stuhle zurückführen. Der Papst wandte sich auch an die weltlichen Großen und empfahl ihnen, das Werk des hl. Bonifatius zu fördern. Denn die Kirche soll ja zu den weltlichen Behörden nicht in ein feindliches, sondern in ein freundliches Verhältnis treten, aber zugleich auch selbständig und unabhängig sein. Staat und Kirche sollen als zwei selbständige, von Gott gewollte Körperschaften friedlich mit- und nebeneinander bestehen und sich gegenseitig unterstützen, um das zeitliche und ewige Wohl der Menschen zu begründen. Die uralte Verfassung, welche von Christus seiner Kirche gegeben ist und alle Jahrhunderte hindurch unverändert fortgedauert hat, tritt uns auch in diesen Briefen des Papstes deutlich entgegen; die Kirche erscheint als eine selbständige, vom Staate unabhängige, aber zur friedlichen

Thätigkeit für die Ausbreitung und Befestigung der Kirche wird der hl. Martin wie in Frankreich, so auch in Deutschland hoch verehrt; sein Gedächtnistag am 11. November ist einer der wichtigsten Termine im bürgerlichen Leben und wird vom Volke noch immer unter althergebrachten Gebräuchen festlich begangen. Wie weit sich die Missionsthätigkeit des hl. Martin in Deutschland erstreckte, ist unbestimmt. Jedoch läßt sich die obige Stelle auch auf die Fürbitte des hl. Martin und die Nachahmung seines Beispiels beziehen; aber auch selbst bei dieser Erklärung ergiebt sich aus dem Gedichte, daß das Christentum bereits im 6. Jahrhundert in einzelnen Gegenden Sachsens gepredigt war, da Martin von Braga um diese Zeit litterarisch thätig war. Die Verehrung des heiligen Martin wurde in Deutschland sehr gefördert durch die fränkischen Glaubensboten.

Wirksamkeit mit ihm berufene, alle Völker umfassende Heilsanstalt Gottes, welche der Papst als der sichtbare Stellvertreter Gottes leitet und regiert, und welchem auch die Bischöfe Treue und Gehorsam schulden. Einen bestimmten Bischofsitz wies der Papst dem hl. Bonifatius nicht an, bezeichnete aber als Gebiet seiner Wirksamkeit die östlich vom Rheine liegenden Länder.

Wie in der Biographie des hl. Bonifatius von Willibald erzählt wird,¹⁾ hat der Papst bei Übertragung des bischöflichen Amtes den angelsächsischen Namen Winfrid in Bonifatius verwandelt, d. h. Wohlthäter, ein Name, welchen der Apostel der Deutschen mit Recht trägt, da er durch die Verkündigung des Evangeliums wirklich ein Wohlthäter unserer Nation geworden ist. Der Name Bonifatius kann aber auch gute Schickung, glückliche Fügung bedeuten, und weist uns darauf hin, daß der Träger dieses Namens von Gott zum Heile und Segen unserer Nation geschickt wurde. Der Name unsers großen Apostels darf also für uns kein leerer Schall sein, sondern muß uns

¹⁾ Mit historischer Gewißheit ist diese Erzählung Willibalbs (pag. 451) und Othlos (pag. 488) nicht nachzuweisen, denn der Name Bonifatius kommt schon vorher in einzelnen Briefen (Ep. 12, 14, 15, 16) vor; auch war es nicht Sitte, den Bischöfen bei der Weihe einen neuen Namen zu geben. Bei den Angelsachsen kam es aber mehrfach vor, zwei Namen zu führen, so hieß Willibrord auch Klemens (Ep. 107), die Nonne Heaburg auch Bugga (Ep. 14), Lioba auch Truthgeba. Zur Erklärung der beiden Namen des heiligen Mannes sagte man, Winfrid sei sein Familien-, Bonifatius sein Ordensname. Andere sehen in Bonifatius eine entsprechende lateinische Übersetzung des angelsächsischen Wortes Winfrid. Das angelsächsische *wynn*, althochdeutsch *wanna*, bedeutet Wonne, Glück, frid Frieden, Winfrid würde also die Begriffe von Glück und Frieden in sich schließen und ungefähr dem lateinischen Bonifacius oder Bonifacius entsprechen, ein Name ähnlich wie Bonaventura und Guthes. Nach Külb (I, 4) und Pfahler ist Winfrid gleich Friedlieb; nach Rettberg (I, 340): durch Kampf Frieden schaffend; nach Fischer (S. 257): Gewinner des Guten. Was die Schreibweise von Bonifatius angeht, ob *c* oder *t*, so ist Bonifacius die spätere, im ganzen weniger gebräuchliche und auch wohl weniger richtige. Bonifacius soll von *bonum facere* herkommen und also Wohlthäter bedeuten. Allein die Bildung von Namen aus Adjektiv und Verbum ist nicht gebräuchlich. Diese Ableitung und die obige Erzählung über den Ursprung des Namens gingen wohl aus dem tiefen Gefühl der Dankbarkeit hervor, welche schon mit dem Namen die segensreiche Wirksamkeit des heiligen Mannes ausdrücken wollte. Die ursprünglichere, besonders auch in den päpstlichen Dekreten gewählte und überhaupt am meisten verbreitete, wie auch philologisch richtigere Schreibweise ist Bonifatius, welches aus *bonum fatum*, gute Schickung, glückliche Fügung, entstanden und sehr zutreffend ist. Bonifatius kam wirklich zur rechten Zeit, um die Kirche Deutschlands zu einigen und ihr Fortbestehen zu sichern, als die Mohamedaner im

lebendig an das erinnern, was dieser heilige Mann unserer Nation geworden ist, muß uns an all den Segen erinnern, den er unserer Nation gebracht hat, und die Gefühle der größten Dankbarkeit in uns hervorrufen.

Mit den verschiedenen Schreiben des Papstes versehen und von seinem Segen begleitet, verließ Bonifatius Rom, durchwanderte das mittlere und nördliche Italien, überstieg die Alpen und begab sich zu Karl Martell, dem Beherrscher des großen Frankenreiches, zu welchem auch das rechte Rheinufer, das zukünftige Wirkungsfeld des hl. Bonifatius, gehörte. Da die Furcht vor Karl Martell jedenfalls manche Gefahren und Schwierigkeiten von Bonifatius fern hielt, so mußte diesem zunächst daran liegen, sich den Schutz des mächtigen Fürsten zu sichern. Karl Martell war zwar für seine Person ein gläubiger Mann und schon aus christlicher Überzeugung der katholischen Kirche zugethan; zugleich erkannte er auch ihre hohe Wichtigkeit für das staatliche Leben und beförderte sie aus politischen Gründen. Doch die Geistlichen seiner Umgebung ent-

Westen und die griechischen Bilderstürmer im Osten sich erhoben und große Gefahren der Kirche bereiteten. Bonifatius wird auch noch hergeleitet von bonum fatus (for, fatus sum, fari), Gutes sprechen, ein Hinweis auf die erfolgreiche Verkündigung des göttlichen Wortes. Das englische Wort Winfrid besteht aus den beiden Wörtern Win und frid, welche beide vielfach zur Bildung von Namen gebraucht sind; so finden sich in jener Zeit: Altf rid (alter Beschützer), Otf rid (Beschützer des Besitzes), Herfr id (Beschützer des Heeres), Wallafr id (mächtiger Beschützer); danach bedeutet frid auch Beschützer; im Heliand heißt Fritloh ein Schutz gewährender Ort, Freistätte; frid ist die Wurzel von einfriedigen, beschützen; Friedhof bedeutet ursprünglich eingefriedigter Hof; Frieden heißt althochdeutsch und angelsächsisch fridu; Wintra, Wintrunc, Winbert oder Winbercht (durch Freundschaft glänzend); Freund althochdeutsch wini, angelsächsisch wine; Winfrid läßt sich daher mehrfach herleiten und deuten, und könnte auch Beschützer der Sonne, des Glückes und der Freundschaft bedeuten. Als Bonifatius im Jahre 722 zum Bischofe für Deutschland geweiht wurde, begann er erst seine Wirksamkeit, deren Erfolge sich noch nicht übersehen ließen; daher legte ihm der Papst auch schwerlich schon damals den Namen Bonifacius im Sinne von Wohlthäter bei, eher im Sinne: der zum Heile Gesandte. Den englischen Namen Winfrid gebrauchte der Papst nicht, sondern latinisierte ihn, weil die lateinische Sprache die Kirchensprache ist, und weil Bonifatius nicht als Angelsachse, sondern als Glaubensbote der katholischen Kirche zu den deutschen Stämmen ging. Während in den Briefen nach der Heimat beide Namen vorkommen, wurde in dem Verkehre mit Rom seit der Weihe und Aus sendung ausschließlich der Name Bonifatius gebraucht und dann entsprechend der Wirksamkeit des Heiligen mit Wohlthäter übersetzt. So erklärt sich Willibalds Bericht, der Papst habe ihm den Namen bei der Weihe beigelegt; thatsächlich hat er ihn ja von da ab immer so genannt.

behrten vielfach des kirchlichen Geistes, führten ein den kirchlichen Vorschriften widersprechendes Leben, suchten die fränkische Kirche vom Papste, dem getreuen Wächter kirchlicher Sittreinheit, unabhängig zu machen, und erstrebten mehr eine Staatskirche, um dann unter dem Schutze der weltlichen Macht frei und ungebunden, unbekümmert um die Vorschriften der Kirche, leben und herrschen zu können. Diese Geistlichen waren natürlich bei Hofe sehr angesehen, welcher aus Politik möglichst viel Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse zu gewinnen suchte. Für die Idee des hl. Bonifatius, daß die Kirche die Völker sittigen und heiligen soll, war am Hofe wenig Verständnis. Als daher Bonifatius das Empfehlungsschreiben des Papstes dem Karl Martell überreichte und ihn um seinen Schutz bat, da haben, wie uns der hl. Ludgerus¹⁾ erzählt, jene Hofgeistlichen versucht, Karl Martell gegen Bonifatius zu stimmen und seine Wirksamkeit zu verhindern. Karl Martell würdigte jedoch besser den edlen Missionseifer des hl. Bonifatius und gewährte ihm den sogenannten Königsschutz; er übergab ihm nämlich ein Schreiben an die Bischöfe, Herzöge, Grafen, Statthalter, Beamte, Verwalter, Sendboten und Freunde des Inhalts, daß Bonifatius unter seinem Schutze stehe, daß er in zweifelhaften Fällen sich stets an ihn, als an die höchste Instanz, wenden könne, und daß keiner ihm Schwierigkeiten bereiten dürfe. Dieses Schreiben, in entschiedenem Tone abgefaßt, unterschrieb Karl mit eigener Hand und siegelte es mit seinem Siegelringe.²⁾ Nachdem Bonifatius sich so auch des Schutzes der weltlichen Macht vorsichtig versichert hatte, reiste er nach seinem Wirkungsfelde ab und gelangte zunächst in das Gebiet der Hessen.

Siebentes Kapitel.

Wirksamkeit des hl. Bonifatius in Hessen und Thüringen
(723—727); die Donarseele bei Geismar;
Gründung von Ohrdruf.

Schon bei seiner frühern Anwesenheit in Hessen hatte der hl. Bonifatius einen Teil seiner Bewohner für das Christen-

¹⁾ Vita sti Gregorii cap. I, n. 9. ²⁾ Ep. 24.

tum gewonnen, welchem sie aufrichtig und treu ergeben waren. Es fehlte aber auch nicht an solchen, welche nur äußerlich, ohne klare Erkenntnis, zum Christentum übergetreten waren und in dieser Zeit des Übergangs Heidnisches und Christliches miteinander zu vermischen suchten. Die Hessen hasteten entsprechend ihrem Volkscharakter sehr am Alten, konnten dem Heidentum nicht sogleich ganz entsagen, und suchten manches aus dem Heidentum beizubehalten. Es gab daher Christen, welche noch im geheimen unter heiligen Bäumen und an Quellen heidnische Opfer darbrachten und Wahrsagerei, Zeichendeutung, Hexerei und Zauberei trieben. Diese mißlichen Zustände wurden durch Priester verschlimmert, welche theils aus Verkehrtheit, theils aus Unverstand dem hl. Bonifatius entgegenarbeiteten und den heidnischen, nationalen Anschauungen des Volkes nachgaben. Solche Priester standen bei Hofe sehr in Ansehen, denn wenn Karl Martell auch der Kirche ergeben war und sie gerne beförderte, so trat er doch für kirchliche Zucht und Ordnung im ganzen nicht mit der nötigen Strenge ein und war für die Einflüsse jener Priester nur zu viel empfänglich. So entstanden für den hl. Bonifatius, welcher für die Reinheit des Evangeliums eiferte, vielfache peinliche Verlegenheiten und Schwierigkeiten, welche ihn oft beängstigten und niederdrückten. Denn ging er gegen jene Priester strenge vor, so konnte er leicht den Schutz des Hofes verlieren, der für seine Wirksamkeit in dem fränkischen Gebiete sehr wichtig war. Trat er mit jenen Priestern in Verkehr, so verletzte er die Pflichten eines eifrigen und treuen Bischofs und schadete seinem guten Rufe. In dieser schwierigen Lage wandte sich Bonifatius an einen treuen Freund in der Heimat, den klugen und milden Bischof Daniel von Winchester, und empfing von ihm Trost und Rat. Der Briefwechsel¹⁾ zwischen diesen beiden Männern ist ein schönes Zeugnis ihrer freundschaftlichen Gesinnung und apostolischen Tugenden.

¹⁾ Ep. 55 und 56. Die Zeit der Abfassung dieser Briefe ist streitig; da Bonifatius Erzbischof genannt wird, so sind sie wohl nach 732 geschrieben, kennzeichnen aber die traurigen Zustände, die Bonifatius vorfand. Die im Briefe angedeuteten ästhetischen Verirrungen sind gnostisch oder manichäisch. Als die Türken im 7. und 8. Jahrhunderte die christlichen Länder Asiens und Afrikas eroberten und alle Andersgläubigen verfolgten, retteten viele ihr Leben durch die Flucht; so kamen auch Gnostiker und Manichäer nach Deutschland und verbreiteten dort ihre Irrtümer, welche in dem Körperlichen und Materiellen den Sitz des Bösen sahen und daher den Genuß gewisser Speisen als sündhaft verwarfen.

Weil der Mensch, so schrieb Bonifatius seinem Freunde, zur Zeit der Trübsale gern bei Freunden Trost suche, so wolle auch er bei seinen äußern und innern Kämpfen bei ihm Trost suchen. Es seien in Deutschland Priester, welche das von ihm gepflanzte Saatkorn des wahren Glaubens nicht begössen, sondern ausrotteten, das Unkraut der Irrlehre säeten und durch ihre Lehre, wie durch ihr Leben dem Volke Argerniß gäben. Diese Priester legten sich eine übertriebene Enthaltbarkeit auf, lebten nur von Honig und Milch, genössen kein Brot, und wollten Mörder und Ehebrecher zu dem Empfange der Priesterweihe zulassen. Durch den Abbruch jeglichen Verkehrs mit diesen Menschen, und durch das vollständige Fernbleiben vom königlichen Hofe würde er den Hof gegen sich aufbringen, dessen wirksamen Schutz zur Unterdrückung des Heidentums verlieren und sich selber und der guten Sache schaden. Andererseits habe er aber auch dem Papste geschworen, den Umgang mit solchen Priestern zu meiden, falls er sie nicht auf bessere Wege bringen könne. Daher möge Daniel ihm doch raten und für ihn beten, damit Gott ihn tröste und vor der Sünde bewahre. Zugleich bat Bonifatius um das von seinem verstorbenen Lehrer, dem Abte Winbert, mit schönen Buchstaben geschriebene Buch, welches in einem Bande die Propheten enthalte, übersandte als Geschenk ein Messgewand und ein Fell zum Zudecken der Füße, und tröstete den erblindeten, väterlichen Freund über den Verlust des Augenlichtes damit, daß ihm das Licht des Glaubens leuchte, und die Augen so leicht und vielfach zur Sünde mißbraucht würden. Daniel erwiderte darauf dem fernen Freunde, daß man alle Gefahren und Gelegenheiten zur Sünde in der Welt nicht meiden könne, sonst müßte man aus der Welt laufen; es sei daher nach dem Vorbilde der heiligen Martyrer in Geduld zu ertragen, was man nicht ändern könne, um sich dadurch den Himmel zu verdienen. Bezüglich der schlechten Priester möge er sich an die kirchlichen Bestimmungen halten, doch solle er im Verkehre mit schlechten Priestern am Hofe sich auf das Nöthigste beschränken und ihren Sünden nicht zustimmen. Auch in der Arche Noes seien reine und unreine Tiere gewesen; Christus sei auch mit Sündern umgegangen und lehre, daß das Unkraut unter dem Weizen bis zum jüngsten Tage sein werde. Eine vernünftige Rücksichtnahme auf bestehende Verhältnisse sei durchaus nicht unerlaubt, wie z. B. auch Paulus, als er ein Gelübde gemacht hatte, nach Sitte der Juden sich die Haare schor und den Timotheus aus Rücksicht auf die Judenchristen

bei seinem Übertritt in die Kirche dem jüdischen Ceremonialgesetz unterwarf; nur dürfe man im Eifer und in der Wirksamkeit nicht nachlassen, gegen die Sünde nicht gleichgültig werden, und zu bessern suchen, soviel es angehe. Zuletzt bedankt sich Daniel für den gespendeten Trost und mahnt bei den Leiden, welche jeden Menschen treffen, zu gegenseitigem Gebete.

Diesem Rate Daniels folgend, handelte Bonifatius mit großer Besonnenheit, um den Hof und die am Hofe angesehenen Priester sich nicht zu verfeinden; er ertrug die unfirchlichen Zustände, welche er nicht ändern konnte, ohne seine Grundsätze zu verleugnen, und suchte zu bessern, wo er konnte. Mit Eifer und Entschiedenheit arbeitete er aber an der Ausrottung des Heidentums aus dem Volke der Hessen, predigte ihnen rastlos das Evangelium, taufte die Bekehrten und stärkte die Getauften durch das Sacrament der Firmung zum Bekenntnis des Glaubens.

Damals stand in der Nähe von Geismar¹⁾ eine dem Donnergotte geweihte Eiche, die sogenannte Donars- oder

¹⁾ Der Baum wird *robur* oder *arbor Jovis* genannt, worunter eine Eiche zu verstehen ist, da die Eiche in Deutschland sehr verbreitet war und hoch in Ehren stand. In Eichenhainen verehrten die alten Deutschen mit Vorliebe ihre Götter; im Schatten mächtiger Eichen hielten sie ihre Versammlungen ab, und mit Eichenlaub bekränzten sie sich bei festlichen Gelegenheiten. Auch das älteste Orakel der Griechen befand sich zu Dodona in einem heiligen Eichenhaine, nach dessen Rauschen die Priester ihre Aussprüche erteilten. Unter Geismar kann nicht Hofgeismar verstanden werden, welches weiter nördlich im sächsischen Hessengau lag, welcher damals von den Sachsen besetzt gehalten wurde. Es kann auch nicht Geismar auf dem Eichsfelde darunter verstanden werden, weil auf dem nahen Hülfsberge nicht der Donnergott Thor, sondern Stufso verehrt wurde, daher der Berg im Mittelalter urkundlich Stufenberg genannt wurde. Es ist aber wohl eine, nur aus Lokalpatriotismus entsprungene, geschichtlich nicht zu begründende Annahme, Stufso, den Gott des Trunkes, mit Thunar, dem Donnergotte, zu identifizieren, wie Zehrt (Einführung des Christentums auf dem Eichsfelde, S. 54) thut. Auch liegt der Hülfsberg nicht im Gebiete der Hessen, wo nach den alten Berichten der Baum stand. Wenn Zehrt sich damit zu helfen sucht, der Baum habe an der Grenze gestanden, und der Hülfsberg liege an der hessischen Grenze, so ist das nur in den Text hineingelegt. Willibald (cap. VI.) sagt: *ad obsessas antea Hessorum metas rediit*, er lehrte in das Gebiet der Hessen zurück, und erzählt dann die Begebenheit von der Donars-eiche. Das Gebiet der Hessen schloß aber den Hülfsberg nicht in sich, wie es auch Spruner-Menke, *Hist. Handatlas* Nr. 34, angiebt, sondern dieser liegt auf dem Eichsfelde, welches zu Thüringen gehörte, wie sich ja auch die Eichsfelder zum thüringischen, nicht zum hessischen Stamme rechnen. Auf dem Hülfsberge befindet sich jetzt eine Kapelle des hl. Bonifatius, welche nach Zehrt später an Stelle des

Thunars-Eiche, ein Baum von riesigem Umfange und gewaltiger Höhe, unter welchem die heidnischen Hessen mit Vorliebe dem Donnergotte ihre Opfer darbrachten. Durch ihre prachtvolle Krone, ihre weit ausgebreiteten Äste, ihren mächtigen Stamm und ihr hohes Alter erschien die Eiche den Heiden ganz besonders ehrwürdig und war dem mächtigen, hochverehrten Donnergotte geweiht. Überhaupt war die Verehrung heiliger Bäume bei den germanischen Stämmen in Übung, z. B. auch bei den Lango-barden, welche sie auf ihren Pferden umritten. Ja, auch im

von Bonifatius zu Ehren des hl. Petrus errichteten Kirchleins entstanden sein soll; der geschichtliche Nachweis wird nicht erbracht; im allgemeinen hielt man bei dem Neubau der Kirchen an dem alten Patron fest, und wird man wohl schwerlich auf dem berühmten Wallfahrtsorte des Eichsfeldes statt des hl. Petrus den hl. Bonifatius zum Kirchenpatron erwählt haben. Weil aber das Eichsfeld zu Thüringen gehörte und Bonifatius auch in Thüringen wirkte, so ist die Annahme gestattet, daß Bonifatius auch auf dem Eichsfelde wirkte und dort heidnische Heiligtümer zerstörte, etwa auch auf dem Hülfsberge, nur geht es nicht an, die Begebenheit von der Donarseele dorthin zu legen. Vielmehr ist unter Geismar das Dorf Geismar bei Friklar im Edderthale zu verstehen, welches auch schon in alten Urkunden genannt wird. In dem untern, erweiterten und sehr fruchtbaren Thale der Edder, dessen Seiten von prachtvollen, bewaldeten Bergen gebildet werden, saß von jeher der Kern des hessischen Volkes. Dort lag nach Tacitus (Annalen I, 56) der Hauptort der alten Hessen, Mattium (Maden), dort lag der Gudensberg, wo Wuodan verehrt wurde, daher ursprünglich Wuodansberg genannt; dort ist daher auch wohl der Ort der Donarseele zu suchen, zumal Wuodan und Donar gern nahe bei einander verehrt wurden. Die alte Schreibweise Gaesmere stimmt noch jetzt mit der Aussprache der dortigen Bewohner überein, während der Ort auf dem Eichsfelde Gaismar gesprochen wird; es ist bekannt, wie die Aussprache von Namen sich oft lange im Munde des Volkes unverändert erhalten hat. Im Edderthale hat der heilige Bonifatius überhaupt lange und erfolgreich gewirkt und bedeutende Stiftungen gemacht, so das Kloster Friklar und Bistum Buraburg. Die Erinnerung an die Donarseele ist im Volke des Edderthales noch sehr lebendig, ohne daß übereinstimmend ihr Standort angegeben wird, bald der Johanneskirchhof, ein hoher Gebirgskopf auf dem linken Edderufer, wo noch die Fundamente eines alten Gotteshauses zu sehen sind, und wo sich früher ein gleichnamiger Ort befunden haben soll, bald ein Punkt (Friedhof) in der Nähe von Geismar, bald die Stätte der dem hl. Petrus geweihten Stiftskirche von Friklar, welches damals zu der Feldmark von Geismar gehört haben soll, bald ein Ort in der Feldmark Friklars, wo sich jetzt eine Kapelle zu Ehren des hl. Bonifatius erhebt. Die Fällung der Donarseele auf dem Stufenberge wird erst von unkritischen Geschichtschreibern des 17. Jahrhunderts erzählt. Gegen Ende des Mittelalters wurde auf dem Berge ein Kreuzifix verehrt, wegen der vielen Gebetserhörungen Sunte Hulpe genannt, wonach der Berg von da ab Hülfsberg benannt wurde. (Waldmann, Über den thüringischen Gott Stoffo. Heiligenstadt 1857.)

Christentume, welches das Naturgefühl geläutert und veredelt hat, errichtet man noch gern Kapellen und Heiligtümer im Schatten dichter Wälder oder unter hohen Bäumen. An jenen Opfern unter der Donarseiche beteiligten sich aber nicht bloß die Heiden, sondern auch schwankende Christen. Dieses Fortbestehen der heidnischen Götter-Verehrung durfte der hl. Bonifatius nicht dulden, weil sie schon an und für sich sündhaft und unvernünftig ist, noch viel weniger aber durfte er dulden, daß die neubefehrten Christen sich noch irgendwie daran beteiligten. Ferner kamen diejenigen, welche nach beiden Seiten hin hinkten und Christliches und Heidnisches miteinander vermischten, nie aus diesem schwankenden Zustande heraus, solange die hochverehrte Donarseiche stand. Auch konnte das Fortbestehen des Heidentums für das Christentum bei einem Umschwunge der Dinge sehr gefährlich werden; denn siegten die heidnischen Sachsen einmal über die christlichen Franken, so konnte das Heidentum wieder leicht aufleben. Es war daher ein Akt der Klugheit und des hl. Eifers, wenn Bonifatius den Plan faßte, diesen Baum umzuhauen, und zwar nicht im geheimen, sondern offen vor den Augen der Heiden, um mit dem Baume auch das Heidentum auszurotten. Die eifrigen Christen bestärkten ihn in diesem Plane. Als eines Tages wieder viele Hessen, Heiden wie Christen, auf die Kunde von dem Vorhaben des hl. Bonifatius unter dem Baume versammelt waren, trat der hl. Bonifatius, von einer Zahl seiner Schüler begleitet, mutig und entschlossen unter sie und redete zu ihnen eindringlich mit apostolischer Begeisterung von der alleinigen Wahrheit des christlichen Glaubens und von der Thorheit des heidnischen Gözendienstes. Alsdann nahte er sich, Gott vertrauensvoll um seinen allmächtigen Schutz bittend, der Eiche, ergriff mit seinen Händen, sonst nur priesterlicher Berrichtungen gewohnt, eine Axt und holte zu mächtigem Hiebe gegen den Baum aus. Die anwesenden Heiden sahen mit Schrecken das Beginnen des kühnen Mannes und verwünschten in der Stille des Herzens den Zerstörer ihres so hochverehrten Heiligtums, aber sie wagten nicht, gewaltsam gegen ihn vorzugehen, sei es aus einer gewissen Scheu vor der erhabenen Erscheinung des gottbegeisterten Mannes, sei es aus Furcht vor der großen Schar der Christen, sei es weil sie dem Donnergotte selbst die Bestrafung des vermeintlichen Frevels überlassen wollten. Voll banger Erwartung sahen sie dem Ausgange der kühnen That entgegen. Nach einer andern Nachricht trug sich allerdings ein Teil der Heiden wirklich

mit dem Gedanken, Bonifatius während des Fällens der Eiche zu überfallen und zu töten.¹⁾ Raun hatte dieser aber einige wuchtige Hiebe gegen den mächtigen Baum geführt, als ein gewaltiger Sturmwind durch den Wald brauste, den breitästigen Baum erfaßte, ihn entwurzelte und unter mächtigem Krachen zu Boden warf; die kleinern Äste wurden bei dem Falle zerschmettert, der größere Stamm aber wurde in vier, fast gleiche Teile gespalten. So kamen die Elemente der Natur dem hl. Bonifatius bei dem Fällen der für unantastbar gehaltenen Eiche zu Hilfe. Weil kein Blitzstrahl des gekrönten Donnergottes den hl. Bonifatius getroffen, ja, weil die Elemente der Natur das Werk der Zerstörung des Baumes noch unterstützt hatten, so ergriff Staunen und Verwunderung die umstehenden Heiden; nun erkannten sie deutlich die Ohnmacht ihres Gottes, legten ihren verkehrten Sinn ab, entsagten dem Heidentume und ließen sich zahlreich taufen. Die Christen hatten mit Freuden den Fall des Baumes gesehen, und weil das Kreuz aus vier Teilen besteht, so sahen sie in den vier Teilen des zersplitterten Baumes ein Anzeichen, daß er nunmehr dazu verwendet werden sollte, um den Segen des Kreuzes den Menschen mitzuteilen. Bonifatius ließ daher aus dem Holze des Baumes eine Kirche bauen und weihte sie dem hl. Petrus, um dadurch auszudrücken, daß die Kirche im hessischen Lande auf dem Papste, dem von Gott selbst gelegten, unvergänglichen Fundamente seiner Kirche, ruhen und mit ihm in lebendiger Verbindung stehen sollte. Zugleich sollte an die Stelle des alten, heidnischen Heiligtums ein neues, christliches treten, wo die Hessen nunmehr den wahren Gott verehren und von jeder Anhänglichkeit an das Heidentum befreit werden sollten.²⁾ Es entsprach das der Instruktion, welche Papst Gregor der Große den nach England gesandten Benediktinern gab, und welche die angelsächsischen Glaubensboten auch in Deutschland befolgten.

1) Othlo XXII.

2) Über die fernere Geschichte dieses Kirchleins haben wir keine sichere Kunde. Weil es an der Stätte der Donarsee stand, so läßt sich wohl schwer annehmen, daß es an der Stelle stand, wo Bonifatius 732 die Peterkirche von Frixlar gründete. Die ältesten Biographen des hl. Bonifatius würden sicherlich diesen wichtigen, das Kloster Frixlar sehr ehrenden Umstand angegeben haben, wenn es sich so verhielte. Uebrigens war dieses Kirchlein ein leichter Holzbau, welcher bald durch die Ungunst der Witterung oder die Raubzüge der Sachsen zerstört wurde, während ganz in der Nähe zwei bedeutende Kirchen von Bonifatius erbaut wurden, nämlich die schon genannte Peterkirche zu Frixlar und

Über das fernere Wirken des hl. Bonifatius sind uns aus jener Zeit nur wenige, sicher beglaubigte Nachrichten erhalten. Er bekehrte Tausende von Hessen zur katholischen Kirche, erbaute für die Neubekehrten Gotteshäuser und stellte nach Kräften Priester zur Ausübung der Seelsorge an. Natürlich waren die ersten Kirchen keine prachtvollen Kunstbauten, sondern meistens aus Holz leicht gebaut, welche bald durch die Ungunst der Zeiten zerfielen und erst später durch andere, schönere ersetzt wurden. Um die Hessen im Christentum zu befestigen und vor dem Rückfalle in das Heidentum zu schützen, pflegte Bonifatius diese Kirchen dort zu erbauen, wo er heidnische Götzenbilder zerstört hatte. Erinnerungen daran haben sich im Munde des Volkes erhalten und sind im Laufe der Zeiten weiter ausgeschmückt worden, sodaß es schwer hält, die wirklichen Thatsachen mit Sicherheit zu bestimmen. So soll der hl. Bonifatius die Bilder folgender Gottheiten noch zerstört haben, Stufso, Reto, Biel, Astaroth, Lara, Techa, Fortan. Über diese Gottheiten wissen wir nichts Sicheres, da die ältesten Glaubensboten mehr darauf bedacht waren, den wahren Glauben auszubreiten, als den falschen aufzuzeichnen. Auf dem Kesterberge zwischen Marburg und Frankenberg in Hessen zerstörte Bonifatius das Heiligtum des Altvaters Wuodan und baute an der Stelle des heidnischen Tempels einen christlichen Tempel, an welchem man noch die Spuren des alten Baues erkennen will. Auch werden dort noch die Eindrücke von dem Fuße des im heiligen Eifer auf die Erde stampfenden Bonifatius gezeigt. In Wanfried bei Eschwege an der Werra baute er eine Kirche zu Ehren des hl. Vitus und ein Häuschen, um sich dort länger aufzuhalten. Weiter nördlich, auf dem heutigen Eichsfelde, lag der Stufenberg, auf welchem Stufso, der Gott der Trinker, verehrt wurde. Auch hierhin kam er nach der Überlieferung, zerstörte das Götzenbild und baute eine kleine Kapelle. Später soll Karl der Große nach einer verlorenen Schlacht auf dem Berge ein Kreuzifix niedergesetzt und um Hilfe gefleht haben; nach einem

die bischöfliche Kirche auf dem Burberge. Daher ist es erklärlich, daß man jenes Kirchlein zu Ehren des hl. Petrus nicht wieder aufbaute oder, da man in der Nähe der großen Peterkirche zu Friklar wohl keine kleinere Kirche zu Ehren desselben Heiligen erbaute, ein Heiligtum zu Ehren eines anderen Heiligen errichtete, sei es des hl. Johannes des Täufers, welcher von jeher hoch verehrt wurde, sei es zu Ehren des hl. Bonifatius, dessen Andenken man an der Stätte seiner segensreichen Wirksamkeit ehren wollte. So kam es, daß die sichere Erinnerung an die Stätte der Donarseiche verwischt wurde.

siegreichen Treffen über die Sachsen soll er wieder dorthin gekommen sein und ausgerufen haben: „Hier hat uns Gott geholfen!“¹⁾ Daher soll der Berg den Namen Hülfensberg bekommen haben, eine Benennung, welche urkundlich erst im späten Mittelalter vorkommt und durch die Verehrung des dortigen hilfereichen Kreuzifixes entstand. Die Kirche, welche zu Ehren des hl. Bonifatius von der dankbaren Nachwelt auf dem Berge erbaut wurde, ist eine besuchte Wallfahrtskirche des Eichsfeldes. Auch über die Thüringer, welche jenseits der Werra, östlich von den Hessen, wohnten, dehnte der hl. Bonifatius seine apostolische Wirksamkeit aus. Bei den Thüringern waren schon vor dem hl. Bonifatius christliche Priester thätig gewesen, welche aber auch Irrtümer lehrten und nicht entsprechend den christlichen Vorschriften lebten. Denn weil nur der wahre Glaube die Kraft zu einem sittenreinen Leben giebt, so ist es begreiflich, daß jene Priester, die den wahren Glauben nicht bewahrten, auch ein den kirchlichen Vorschriften widersprechendes Leben führten. Die Erfahrung aller Zeiten bestätigt es, wie bei den Priestern Abfall vom rechten Glauben und Sittenlosigkeit meistens miteinander verbunden sind. Jene sittenlosen, irrgläubigen Priester in Thüringen hatten weder Lust noch Kraft, das Christentum mit Nachdruck zu predigen, gegen das Heidentum entschieden aufzutreten und bei den zu Befehrenden auf ein sittenreines, den Geboten des Christentums entsprechendes Leben zu dringen. Da überdies die letzten katholischen Herzoge vertrieben waren und die heidnischen Sachsen das Heidentum im Lande begünstigten, so verschwand christliches Leben in Thüringen immer mehr, und eine große Verwilderung der Sitten riß ein. Als nun der hl. Bonifatius kam, sich an die Angesehensten des Volkes wandte, mit großer Kraft ihnen das Wort Gottes in seiner Reinheit predigte und gegen alles Heidnische und Unheilige mit Feuereifer austrat, da widersetzten sich ihm jene Priester und bildeten eine Partei, um die Wirksamkeit des hl. Bonifatius zu schädigen und das Volk gegen ihn aufzuregen. Besonders waren es vier Priester, Namens Trohtwine, Berthern, Canbercht und Hunrad, welche dem hl. Bonifatius vielfache Verfolgungen und Hindernisse bereiteten. Aber der unermüdlige

¹⁾ Dieselbe Geschichte wird noch von vielen andern Bergen erzählt, z. B. einem Berge bei Detmold, bei Saalfeld, dem Hülfensberg bei Rosdorf im Fuldischen u. a. Die Anwesenheit Karls des Großen auf dem Hülfensberge wird erst von spätern, unkritischen Geschichtschreibern erzählt.

Eifer, mit welchem der hl. Bonifatius den christlichen Glauben predigte, seine große Begeisterung, sein sittenreines, opferwilliges, uneigennütziges Leben, welche aus seinem reinen Glauben hervorgingen, halfen ihm den Sieg erringen über die mächtige Partei seiner Gegner, deren sittenloses Leben gegen sein reines, tugendhaftes Leben gar sehr abstach. Das Volk trennte sich immer mehr von jenen sittenlosen, irrenden Priestern und wandte sich dem hl. Bonifatius zu, sodaß sie zuletzt das Land zu verlassen gezwungen waren.¹⁾ Diesen Sieg errang der hl. Bonifatius aber nicht aus eigener menschlicher Kraft, sondern mit Hilfe Gottes; denn er führte ein Leben des Gebetes und sandte Tag und Nacht seine Gebete um das Gelingen seines Werkes zum Himmel empor. Auch bat er alle seine Freunde und Bekannten in England, durch ihre Gebete sein Werk zu unterstützen. Alle Briefe, welche uns von dem hl. Bonifatius an befreundete Personen in der Heimat erhalten sind, enthalten die rührendsten und dringendsten Bitten, doch für ihn zu beten und ihm Stärke und Trost in seiner schwierigen Lage von Gott zu erflehen. Nie bat Bonifatius um Geld oder irdische Dinge, sondern immer nur mit den inständigsten Worten um das Almosen des Gebetes. Nachdem Bonifatius so mit Gottes Hilfe jene unwürdigen Priester verdrängt hatte, breitete er den wahren Glauben mit immer mehr Erfolg aus und gründete für die zahlreichen Neubekehrten Kirchen, meistens an den Stätten der heidnischen Götterverehrung, um diese desto sicherer auszurotten.

¹⁾ Die Missionsthätigkeit des hl. Bonifatius bestätigt uns eine Thatsache, die wir auch sonst im Missionswesen der Kirche beobachten. Wenn die katholischen Glaubensboten bei einem unverdorbenen, von den Kulturvölkern ganz unberührt gebliebenen Volke thätig waren, so vollzog sich dessen Bekehrung zum Christentum nicht selten rasch und leicht, z. B. die der Irländer; wenn aber verdorbene Elemente eines Kulturvolkes ein unkultiviertes Volk mit sittlicher Verderbnis bekannt gemacht hatten, oder wenn bei ihm zugleich andersgläubige Missionare thätig waren, so war dessen Bekehrung viel schwieriger, wie aus älterer Zeit die Bekehrung deutscher Stämme und aus neuerer Zeit die Bekehrung wilder Stämme in Amerika und Afrika beweisen. Darum drangen auch die Jesuiten, welche durch ihre hervorragende Thätigkeit im Missionswesen sich den Ruf erprobter Missionare erworben haben, mit aller Strenge darauf, daß von ihren Missionen in Südamerika alle Europäer ausgeschlossen wurden. Dadurch wurde es ihnen möglich, in ihren Reduktionen (Kirchspielen) mit großem Erfolge die wilden, umherschweifenden Indianer zu eifrigen Christen und gesitteten Menschen zu machen; diese blieben bei ihrer Abgeschlossenheit vor der sittlichen Verderbnis der Kulturvölker bewahrt; nach Aufhebung des Jesuitenordens verfielen die blühenden Gemeinden, und die Indianer sanken in den frühern Zustand der Noth zurück.

Als eine der ältesten Kirchen in Thüringen ist jedenfalls die auf dem alten Berge anzusehen, da wo jetzt Altenberga liegt, im Herzogtum Koburg-Gotha, nicht weit von Friedrichsroda; sie wurde Gott zu Ehren des hl. Johannes, des von jeher hochverehrten Vorläufers Jesu Christi, erbaut. Nach Joh. 1, 7 sollte er Zeugnis von Christus ablegen, damit durch ihn alle zum Glauben gelangten; daher wurde er in jener Zeit viel verehrt und angerufen, damit er am Throne Gottes den Heiden die Gnade der Befehrung ersuchte. Weil die Johanneskirche (gegen 724 erbaut) im Laufe der Zeiten zerfiel und der Platz wüste wurde, so vermachte ein armer Tagelöhner aus Altenberga im Anfange unsers Jahrhunderts 20 Gulden zu dem Zwecke, daß an jener Stelle ein Denkstein errichtet würde zur beständigen Erinnerung daran, daß dort Bonifatius die erste Kirche Thüringens erbaut habe. Die That dieses zwar armen, aber sehr edlen und für die Wohlthaten des Christentums höchst dankbaren Mannes fand vielfache Nachahmung. Es kam so viel Geld zusammen, daß auf einer Höhe bei Altenberga ein 30 Fuß hohes Denkmal aus Sandstein in Form eines Kirchenleuchters errichtet wurde, um fort und fort daran zu erinnern, daß Bonifatius dort in den dunkeln Wäldern Thüringens zuerst das Licht des Evangeliums verbreitet und eine Stätte der christlichen Gottesverehrung gegründet hat. Sicher hat Bonifatius noch viele andere Kirchen für die zahlreichen Neubefehrten gebaut, aber es fehlen uns darüber sichere Nachrichten. An manchen Orten hat die Erinnerung an die Wirksamkeit des hl. Bonifatius sich noch in Legenden und Benennungen erhalten, z. B. Bonifatiusbrunnen, Bonifatiussteine, ohne daß wir darüber geschichtliche Nachweise besitzen. Sicher ist es aber eine unhaltbare Sage, daß Bonifatius um diese Zeit (724) an der Spitze der Thüringer die räuberischen Ungarn besiegt und vertrieben habe, welche damals unser Vaterland mit ihren Raubzügen heimsuchten und nur gegen jährlichen hohen Tribut fortblieben.

Nachdem Bonifatius eine Zeitlang unter vielen Schwierigkeiten, Kämpfen und Gefahren, ohne alle irdischen Hilfsmittel, aber mit dem Segen Gottes an der Befehrung der Thüringer gearbeitet hatte, berichtete er darüber getreu an den Papst. Dieser drückte ihm in einem Antwortschreiben¹⁾ seine Freude über den herrlichen Erfolg aus und ermutigte ihn, unbekümmert

1) Ep. 25.

um alle Drohungen und Schrecknisse vertrauensvoll in dem apostolischen Werke auszuharren. Auch schrieb der Papst an Karl Martell und bat ihn, das Werk des hl. Bonifatius doch nach Kräften zu fördern und ihn in der Freiheit seiner Missionsthätigkeit zu schützen. Als nämlich der hl. Bonifatius unter vielen Mühen und Sorgen die katholische Kirche in Thüringen ausgebreitet hatte, beanspruchte ein benachbarter Bischof — vermutlich der kriegerische Bischof Gerold von Mainz — das bekehrte Land als einen Teil seiner Diöcese. Der Papst erklärte diese Ansprüche für ungerecht und bat auch Karl Martell, den Ansprüchen jenes Bischofs nicht nachzugeben und den hl. Bonifatius als Bischof jenes Gebietes in seinen Rechten zu schützen. Neu ermutigt setzte Bonifatius das mühevolle Befehrungswerk Thüringens fort und ließ es sich besonders angelegen sein, Kirchen zur Abhaltung des Gottesdienstes zu errichten und Häuser zu bauen, in welchen die Priester wohnten und das Volk unterrichteten. Um seine Bemühungen zu unterstützen, mahnte der Papst in einem neuen Sendschreiben die Thüringer zum Gehorsam gegen seinen Bruder, den Bischof Bonifatius, der nur zu ihrem Seelenheile zu ihnen geschickt sei, warnt sie vor der Anbetung der Götzen und vor allen bösen Werken, und befiehlt ihnen, Gott zu lieben und ihm Kirchen zu bauen, damit er ihnen das ewige Leben gebe.¹⁾

Als früheres Mitglied des Benediktinerordens bestrebte Bonifatius sich auch, Klöster zu gründen, welche das Christentum immer mehr ausbreiteten und befestigten. Jedoch haben wir aus dieser Zeit nur nähere Nachrichten bezüglich der Gründung des Klosters Ohrdruf an der Ohre im heutigen Herzogtum Koburg-Gotha. Als Bonifatius dort erfolgreich das Evangelium verkündete und an den Bau einer Kirche dachte, erschien ihm, wie erzählt wird, in der Nacht der heilige Erzengel Michael, von himmlischem Glanze umstrahlt, und ermahnte und ermutigte ihn zum Kampfe gegen das Böse. Am folgenden Morgen las er die heilige Messe, und als er sich später zu Tische setzte, ohne daß Speisevorräte vorhanden waren, überbrachte ein Vogel einen Fisch. Durch diese Begebenheiten bewogen, beschloß Bonifatius, an jener Stelle eine Kirche zu bauen. Neubekehrte Thüringer, der Graf Hugo der Ältere von Kefernberg und andere, schenkten ihm Stücke Landes; Bonifatius machte das noch wilde Land urbar und erbaute dort um das Jahr 726 eine Kirche zu Ehren

¹⁾ Ep. 26.

des heiligen Erzengels Michael. Die Verehrung des heiligen Erzengels Michael, der gegen die bösen Geister stritt und sie aus dem Himmel stürzte, sagte den kampfliebenden Germanen sehr zu und kam immer mehr in Übung, besonders bei den Kriegern, deren Fahnen mit seinem Bildnis geschmückt wurden.¹⁾ Zugleich mit der Kirche gründete er ein Kloster und besetzte es mit Mönchen aus England, welche Kultur und Christentum zugleich ausbreiteten. Wie überhaupt die ersten Glaubensboten, lebten sie in größter Armut und erwarben sich durch die Arbeit ihrer Hände, womit sie sich kleideten und nährten. Durch ihr arbeitsames, friedliches Leben ermutigten sie manchen Thüringer, statt des Krieges und der Jagd in ihrer Nähe ein sesshaftes Leben zu wählen, und so wurden Kloster und Kirche in der Mitte des Thüringer Waldes der Anfang der heutigen Stadt Ohrdruf, reich an Fabriken und Gewerken und noch jetzt im Besitze einer herrlichen Michaelskirche. Anfangs nahm Bonifatius die Leitung des Klosters selber in die Hand und trug sich mit dem Gedanken, Ohrdruf zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit in Thüringen zu machen, doch verschwand dieser Gedanke, als Bonifatius später Stiftungen machte, vor welchen Ohrdruf weit zurücktrat.

Diese erfolgreiche Wirksamkeit entfaltete der hl. Bonifatius in beständiger, lebendiger Verbindung mit dem Papste, dem Centrum der Kirche. Selbst in manchen Punkten, welche er kraft seiner bischöflichen Autorität hätte selber entscheiden können, fragte er doch in Rom bei dem Papste an, damit er mit desto mehr Sicherheit und Autorität wirken, Spaltungen verhindern und vollständige Einheit herstellen konnte. So schickte er seinen Schüler, den Priester Denwal, auch Denewald genannt, mit einem Briefe nach Rom zum Papste Gregor II., um ihm eine Reihe von Fragen vorzulegen. Der Papst antwortete in einem Schreiben vom 22. November 726.²⁾ Unter anderm beschied der Papst, wie er sagt, nicht aus sich selbst, sondern an Gottes Statt, den hl. Bonifatius dahin, daß Ehen bis zum vierten Grade unter Verwandten nicht gestattet werden sollten. Die katholische Kirche hat nämlich die Ehen unter Verwandten stets

¹⁾ Othlo I, 23, 24. Unter dem Banner des hl. Michael errangen die Deutschen manch glänzenden Sieg, sodaß sie bei den fremden Nationen gefürchtet waren; als die Verehrung des heiligen Erzengels nachließ und auch die deutsche Tapferkeit schwand, wurde „deutscher Michel“ ein Spottname.

²⁾ Ep. 27.

verboten, damit die Heiratenden sich nicht auf einen engen Kreis von Verwandten beschränken, sondern zur Befestigung einer allgemeinen Menschenliebe neue Bande untereinander knüpfen. Auch sind die Kinder aus Verwandten-Ehen meistens körperlich und geistig schwach. Der Papst hatte umsomehr Grund, dieses Verbot einzuschärfen, als bei den alten Germanen die Verwandten-Ehen sehr in Übung und Feindschaften und Blutrache Sache der ganzen Familie waren. Ferner antwortete der Papst, daß die heilige Firmung nicht wiederholt werden dürfte, daß bei einer heiligen Messe nur ein Kelch gebraucht werden sollte,¹⁾ daß die Christen sich des den heidnischen Göttern geopfertem Fleische vollständig enthalten sollten; es gab nämlich Christen, welche über solches Fleisch ein Kreuz machten und es dann aßen. Bezüglich der den Klöstern geopfertem Kinder bestimmte der Papst, es sei zu vermeiden, daß sie später herangewachsen in die Welt zurückkehrten, und bezüglich der von irrgläubigen und sittenlosen Priestern gespendeten Taufe sprach der Papst die alte Lehre aus, daß jede Taufe, im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit richtig erteilt, gültig und daher nicht zu wiederholen ist. Findlinge sollten getauft werden, falls niemand ihre Taufe bezeugen könne. Ferner verordnete der Papst, daß die Ausfälligen wohl das Sakrament des Altars empfangen sollten, aber mit den Gesunden keine Gastmähler halten dürften.²⁾ Bezüglich der unwürdigen Priester gab der Papst dem hl. Bonifatius den Rat, sie kraft seiner bischöflichen Autorität dringend

1) Damals wurde die heilige Kommunion in der heiligen Messe, nicht aber zu einer andern Zeit, vielfach unter zwei Gestalten ausgeteilt. Weil nun die Bornehmen mit den Armen und Gerungen nicht aus einem Kelche trinken wollten, so wurde oft Wein in mehreren Kelchen konsekriert.

2) Bei den deutschen Stämmen waren Gelage und Schmausereien eine tief eingewurzelte Gewohnheit. Um diese wirksamer zu verdrängen, riet Gregor der Große dem hl. Augustin, an den hohen Festtagen bei den Angelsachsen in Zucht und Mäßigkeit Gastmähler zu veranstalten, um so die Herzen des am Außern haftenden Volkes für die geistigen Wahrheiten des Christentums lebendiger und wirksamer zu gewinnen; denn einem rohen Volke konnten, wie Gregor bei seiner großen Menschenkenntnis richtig urteilte, mit einem Schlage nicht alle äußern Gewohnheiten genommen werden, sondern mußten womöglich mit christlichem Geiste durchdrungen werden und in erlaubter Weise fortbestehen. Diese Instruktion Gregors befolgten die angelsächsischen Glaubensboten auch bei ihren Stammverwandten in Deutschland. In den ältesten Zeiten war es auch Sitte, nach der heiligen Kommunion zur Erinnerung an das Abendmahl Christi und zur Pflege der Bruderliebe einfache Gastmähler, sogenannte Liebesmahle, zu veranstalten, welche mit Gebet und Gesang begannen und mit dem Bruderfuß beendet wurden.

zu ermahnen und zur Besserung anzuhalten, jedoch nicht allen gesellschaftlichen Umgang mit ihnen zu meiden; denn durch freundlichen Umgang würden sie oft leichter gewonnen als durch Rügen. Für die Ausbreitung des Evangeliums in Deutschland, dessen dunkle Wälder dem Papste ein Bild der geistigen Finsternis seiner Bewohner waren, wünscht er am Schluß seines Schreibens dem hl. Bonifatius Gottes reichsten Segen und die ewige Belohnung im Himmel. Durch diese erfolgreiche Wirksamkeit des hl. Bonifatius in Deutschland wurde der römischen Kirche ersetzt, was ihr durch den Abfall der griechischen Kirche bald nachher verloren ging. Während durch die Herrschsucht der griechischen Kaiser und Patriarchen das Band der Einheit zwischen der griechischen und römischen Kirche immer mehr gelockert und später vollständig zerrissen wurde, verknüpfte der hl. Bonifatius durch ein festes Band die katholische Kirche in Deutschland mit der römischen Kirche.

Achtes Kapitel.

Die Mitarbeiter des hl. Bonifatius; die Thätigkeit der Ordensfrauen.

Die Aufgabe, welche der hl. Bonifatius sich gestellt hatte, das Christentum in Deutschland auszubreiten und zu befestigen, war für einen einzigen Mann zu schwer, so eifrig und kräftig er auch sein mochte; er bedurfte der Mitarbeiter, welche ihn bei seinem Wirken unterstützten, dem Volke in dem weit ausgedehnten Gebiete beständig das Wort Gottes verkündeten und die heiligen Sakramente spendeten. Wie groß damals der Priester-mangel war, geht daraus hervor, daß weite Strecken nicht selten auf einen einzigen Priester angewiesen waren; so war in ganz Thüringen jenseits der Werra nur ein Priester thätig. Auch war noch die Gründung von neuen Klöstern nötig, und in diesen mußten Männer an der Spitze stehen, welche das Kloster recht leiteten, junge Priester für ihren Beruf heranzubilden und überhaupt die Aufgabe der Klöster, Kultur und Christentum zu verbreiten, mit Eifer und Geschick erfüllten. Auch mußten bischöfliche Sitze errichtet werden, um eine geordnete, andauernde Seelsorge herzustellen. Das ist nun ein großes Verdienst des hl. Bonifatius, daß er geeignete Jünglinge und Männer an

sich zog und für sein Wirken begeisterte. Durch seine Sanftmut und Milde, durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, durch sein ganzes apostolisches Auftreten gewann er die Herzen mancher edlen Jünglinge, fesselte sie dauernd an sich, entzündete in ihnen großen Seeleneifer, festen Glauben und apostolischen Sinn und machte sie so zu seinen getreuesten Gehilfen. Ohne diese Mitarbeiter hätte Bonifatius sein großes Werk nicht vollbringen können, und was er geschaffen, wäre nach seinem Tode wieder zerfallen. Diese ganz von seinem Geiste erfüllten Mitarbeiter wirkten in seinem Sinne und setzten nach dem Tode ihres Meisters sein Werk fort. Solche Mitarbeiter hat der hl. Bonifatius teils in Deutschland, teils in England gewonnen. Bei den Kriegen zwischen den Franken und den andern deutschen Stämmen waren die englischen Glaubensboten am geeignetsten, da die Glaubensboten aus dem fränkischen Reiche den Deutschen als Sendboten der verhassten fränkischen Macht erschienen, während die stammverwandten Angelsachsen leichter Gehör fanden. Leider sind uns von diesen Mitarbeitern des hl. Bonifatius im ganzen nur wenige genauer bekannt; bei weitem die meisten entfalteten ihre segensreiche Wirksamkeit unbekannt vor der Welt und nur dem Herrn des Himmels bekannt.

Zu den Mitarbeitern, welche der hl. Bonifatius in Deutschland gewann, gehört der hl. Gregor. Als Bonifatius einst (722) auf seiner Reise von Friesland nach Thüringen durch das Trierer Land kam, kehrte er in dem etwa 6 Stunden nördlich von Trier gelegenen Nonnenkloster Pfalzel ein. Dort war Adele aus dem Geschlechte der fränkischen Könige Abtissin, eine durch Tugend und Gelehrsamkeit weithin berühmte Frau, welche nach dem Tode ihres Gemahls dieses Kloster gestiftet und sich dorthin zurückgezogen hatte, um den Rest des Lebens frommen Übungen zu widmen. Sie hatte einen Verwandten bei sich, den jungen Gregor, welchen sie sehr liebte und in der Furcht des Herrn erzog. Als dieser in Anwesenheit des hl. Bonifatius der klösterlichen Sitte gemäß während des Essens aus der Bibel vorlas, suchte er mit schöner Betonung zu lesen. Nachher richtete Bonifatius an den jungen Gregor die Frage: „Hast du auch den Sinn des Gelesenen verstanden?“ Als Gregor es bejaht hatte, fuhr Bonifatius fort: „So sage mir doch das Gelesene mit deinen eigenen Worten und in der Sprache, mit welcher du zu deinen Eltern zu reden pflegst“. Es ergab sich nun, daß Gregor den Sinn des Gelesenen nicht richtig verstanden hatte. Bonifatius nahm daher Veranlassung,

den betreffenden Abschnitt aus der Bibel zu erklären, und zwar so schön und anziehend, daß der junge Gregor wie bezaubert an seinen Lippen hing und eine heiße Sehnsucht empfand, immer bei dem hl. Bonifatius zu sein und seinen Unterricht zu genießen. Als er seiner Tante dieses offenbarte, wurde sie ganz bestürzt und wollte ihn nicht gehen lassen, weil er von schwacher Gesundheit war und Bonifatius ein Leben voll Mühen und Gefahren führte. Doch Gregor ließ sich durch seine Tante nicht von seinem Entschlusse abbringen und sagte entschlossen: „Wenn du mir kein Pferd giebst, daß ich ihm folgen kann, so gehe ich zu Fuß mit“. Endlich gab die Abtissin nach. Gregor folgte dem hl. Bonifatius, wurde sein beständiger Begleiter, von diesem zum Priester herangebildet und später Abt des Klosters zu Utrecht am Rhein im heutigen Holland. Als solcher vollendete er später die Bekehrung der Friesen und leitete die Klosterschule zu Utrecht mit solchem Geschick, daß sie ein Quell des Segens für das ganze nordwestliche Deutschland wurde und eine große Anzahl heiliger Glaubensboten hervorbrachte.

Ein anderer Schüler des hl. Bonifatius ist der hl. Sturm. Als der hl. Bonifatius einst Bayern durchwanderte und dort mit heiligem Eifer das Wort Gottes verkündete, wurden zwei vornehme Eltern von der Person des hl. Bonifatius so eingenommen, daß sie ihm ihren Sohn Sturm zuführten und ihn baten, diesen ganz für den Dienst des Herrn zu erziehen.¹⁾ Der hl. Bonifatius willfahrtete bereitwillig der Bitte dieser frommen Eltern und nahm den jungen Sturm zu sich, welcher ihn 3 Jahre auf seinen Missionsreisen begleitete; dann wurde er dem Kloster zu Frixlar in Hessen zur weitem Ausbildung übergeben. Er machte dort glänzende Studien und zeichnete sich durch seine Frömmigkeit vor allen andern aus, sodaß er

¹⁾ Der Name wird bald Sturm, bald Sturm, bald Sturmio, bald Sturmius geschrieben. Zeit und Ort der obigen Begebenheit werden in der Hauptquelle für das Leben des hl. Sturm, der *vita beati Sturm* ab Eigile, nicht näher angegeben. Da Bonifatius 718 und 723 die beiden ersten Romreisen machte und Sturm 3 Jahre bei dem hl. Bonifatius blieb, bis er dem um 732 gegründeten Kloster Frixlar übergeben wurde, so kann jene Begebenheit nicht, wie einzelne angenommen haben, sich auf einer Romreise ereignet haben. Der Bayernherzog Hucbert (728—737) suchte die kirchlichen Verhältnisse Bayerns zu verbessern und bedurfte dazu der Mitwirkung eines Bischofs. Bonifatius war wohl erst im Anfange der Regierung Hucberts in Bayern thätig, als Korbinian, Apostel Bayerns und Bischof von Freisingen, abwesend oder bereits gestorben war, und nahm um diese Zeit den jugendlichen Sturm zum Begleiter, sodaß er nach 3 Jahren dem damals gerade gegründeten

bei Lehrern und Schülern in sehr hohem Maße beliebt war. Vom hl. Bonifatius zum Priester geweiht, predigte er anfangs als Missionar mit Eifer und Erfolg den Hessen und gründete dann, den Ratschlägen des hl. Bonifatius folgend, im Jahre 744 das Kloster Fulda, welches für das ganze nördliche Deutschland von größter Wichtigkeit wurde.

Ähnlich wie Gregor und Sturm hat der hl. Bonifatius durch seine persönlichen, apostolischen Tugenden wohl noch manchen deutschen Jüngling an sich gefesselt und zum treuen Mitarbeiter im Weinberge des Herrn herangebildet, ohne daß sein Name der Nachwelt überliefert wurde; aber auch aus England kam eine große Anzahl. Dort hatte Bonifatius durch sein musterhaftes Leben im Kloster sich die Verehrung und Liebe aller Ordensbrüder erworben und durch seine fruchtbare Thätigkeit in der Schule eine große Anzahl von Schülern erzogen, welche auch nach seiner Abreise von England ihm in Liebe anhängen. Durch seine vornehme Abkunft und seine erfolgreiche Wirksamkeit im öffentlichen Leben besaß er einen Kreis von Verwandten und Bekannten, mit welchen er von Deutschland aus trotz der großen Entfernung in beständigem Briefwechsel stand. In den zahlreichen Klöstern Englands gab es viele, welche ein heißes Verlangen in sich fühlten, den alten Stammesgenossen auf dem Festlande das Licht des wahren Glaubens zu bringen, welches in England schon länger als ein Jahrhundert leuchtete. In seinen Briefen nach England schilderte Bonifatius oft die traurige Lage der in der Finsternis des Heidentums schmachtenden Deutschen, wie die Ernte so groß, der Schnitter aber so wenige seien, und wie große Verdienste sich die Glaubensboten in Deutschland erwerben könnten. Die Kunde von den großen Erfolgen des hl. Bonifatius und seiner Sendung durch den Papst hatte sich auch in England verbreitet. Daher ist es

Kloster Fritzlar übergeben werden konnte. Der Geburtsort des hl. Sturm lag im Isar-Thale, wo das Christentum frühzeitig ausgebreitet und vom hl. Korbinian in Freisingen ein Bistum gegründet war. Da wir vom hl. Sturm eine Aufzeichnung der Gottesdienstordnung des Klosters zu Freisingen besitzen und er seit seiner Übergabe an den hl. Bonifatius wohl nicht dort war, so liegt die Annahme nahe, daß er schon vorher die dortige Klosterschule besucht hatte. In welchem Alter Sturm dem hl. Bonifatius übergeben wurde, darüber erfahren wir nichts Sicheres; Sigils Lebensbeschreibung nennt ihn puer, eine Bezeichnung, welche bis zum 20. Jahre gebraucht werden kann. Sicherlich war er schon ein Jüngling, da er sonst den hl. Bonifatius auf seinen beschwerlichen Reisen nicht begleiten konnte. Sein Geburtsjahr liegt daher zwischen 715—720.

begreiflich, daß viele fromme und gelehrte Männer aus England nach Deutschland eilten, um sich dem hl. Bonifatius anzuschließen und unter seiner Leitung am Befehrungswerke der Deutschen zu arbeiten. Diese Männer kamen theils einzeln, theils zusammen in großen Scharen; ihre Namen sind uns meistens unbekannt, denn sie waren nur darauf bedacht, die Ehre Gottes zu fördern und Seelen zu retten; an ihre persönliche Ehre und ihr Fortleben im Andenken der Nachwelt dachten sie nicht. Zu den wenigen, deren Namen uns erhalten sind, gehört Denwal, auch Denewald genannt, welcher von den beiden englischen Nonnen Gangyth und deren Tochter Heaburg (Bugga) in ihrem Briefe an Bonifatius¹⁾ lobend erwähnt wird, schon früh nach Deutschland kam und von Bonifatius bereits 726 mit einem Briefe nach Rom geschickt wurde. Auch Verwandte schlossen sich dem hl. Bonifatius an, so Willibald und Wunnibald, deren Vater Richard hieß, und deren Mutter mit dem hl. Bonifatius verwandt war. Willibald, schon als Kind bei einer schweren Krankheit von den frommen Eltern Gott geopfert, trat später in ein Kloster, machte eine Pilgerreise in das heilige Land, lebte darauf 10 Jahre im Benediktinerkloster auf Monte Casino und ging alsdann nach Deutschland, um sich dem hl. Bonifatius anzuschließen. Wunnibald traf auf einer Pilgerreise den heil. Bonifatius in Rom und kam später auf den Rat seines Bruders nach Deutschland, wo er von Bonifatius zum Priester geweiht wurde und sich an der Befehrung der Deutschen eifrig beteiligte. Sola, ein früherer Schüler des hl. Bonifatius, folgte dem geliebten Lehrer nach Deutschland und empfing von ihm die Priesterweihe. Später lebte er als Einsiedler in einer wilden, unfruchtbaren Gegend an der Altmühl in Bayern, wo er für die Ausbreitung des Christentums thätig war; von dem Rufe seiner Frömmigkeit angezogen, wanderten viele zu ihm, um bei ihm Trost und Hilfe zu finden; einzelne siedelten sich neben seiner Klause an, und so entstand nach und nach die jetzige, durch ihre Marmorbrüche bekannte Stadt Solnhofen, welche noch durch ihren Namen an den heiligen Einsiedler erinnert. Auch der hl. Sebaldus, welcher in der Gegend von Nürnberg als Missionar für das Christentum thätig war, wird zu den Schülern des hl. Bonifatius gezählt.²⁾ Ferner gehören zu den

¹⁾ Ep. 14.

²⁾ Es lebte in Nürnberg später auch ein Einsiedler gleichen Namens, ein Königssohn aus Dänemark; die Nachrichten über beide sind in der Legende mehrfach miteinander vermengt.

Gehilfen des hl. Bonifatius noch Burkhard, Lullus, Witta, der Lehrer Karls des Großen, Wigbert, Meginhard und andere, deren Namen in jener Zeit oft genannt wurden, ohne daß nähere Nachrichten über sie auf uns gekommen sind. All diese Männer waren zugleich mit dem hl. Bonifatius thätig, um die Finsternis des Heidentums aus unserm deutschen Vaterlande zu verdrängen und unsere Vorfahren zu gesitteten, christlichen Menschen zu machen.

Um dieses erhabene Ziel vollständig zu erreichen, war noch eine sehr wichtige Angelegenheit zu ordnen, welche dem klaren Blicke des hl. Bonifatius nicht entging, nämlich die Erziehung des weiblichen Geschlechts. Im Heidentum wurde das Weib schändlich entwürdigt und stand tief unter dem Manne; es war ein Wesen niedern Ranges, sozusagen das erste Haustier. Von einer Erziehung des Mädchens, von einem veredelnden Einflusse des Weibes auf die Familie, von einem durch sittliche Grundsätze geheiligten Familienleben war keine Spur; das Weib war von jeder höhern, sittigenden Wirksamkeit ausgeschlossen und stand beständig unter der Vormundschaft des Vaters oder des Mannes, der bei ihm Recht über Leben und Tod hatte. Wenn das Weib bei den Germanen auch in mancher Hinsicht höher gestellt wurde als bei andern heidnischen Völkern, so wurde es doch auch wieder in anderer Hinsicht herabgewürdigt; ihm und dem Sklaven lag die Arbeit ob, und beide blieben auch nach dem Tode von Walhalla, dem Orte der Glückseligkeit, ausgeschlossen. Wie ganz anders war die Stellung, welche das Christentum dem Weibe anwies! Das Weib hat dieselbe Menschenwürde wie der Mann; die Seele des Weibes ist gerade so gut nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen, durch Christi Blut erlöst und Erbe des Himmels wie die des Mannes. Es mußten daher auch Mädchen und Frauen, die doch die Hälfte der Menschheit bilden, im Christentum unterrichtet und erzogen werden, um ihr ewiges Ziel zu erreichen. Zu einem solchen Werke sind Männer nicht geeignet; sie können wohl das Wort Gottes verkünden und die heiligen Sacramente spenden, sind aber nicht imstande, dem Mädchen eine Erziehung zu geben, die seinem Gemüte und Charakter entspricht. Nur das Weib ist durch die Zartheit und Innigkeit seines vorwaltenden Gemütslebens befähigt, sich in die Denk- und Anschauungsweise des jungen Mädchens zu versetzen, das echt Weibliche an ihm zu bilden und so erziehend und veredelnd auf dasselbe einzuwirken. Auch soll die Erzieherin ein lebendiges

Vorbild sein, zu dem das junge Mädchen in Liebe und Verehrung emporblickt, und nach welchem es sich bildet. Daher eignen sich zur Erziehung der Mädchen am besten Ordensfrauen, die nach den Regeln der Vollkommenheit leben und sich ganz ihrem Berufe widmen. Überdies hat die Kirche die Erziehung des weiblichen Geschlechts durch männliche Ordensleute auch nie wegen der Gefahren gestattet, die der tägliche Verkehr von Männern mit jungen Mädchen für beide mit sich bringt. Sodann wußte der hl. Bonifatius aus der Geschichte seines Vaterlandes und anderer deutschen Volksstämme, wie wichtig das Weib für die Ausbreitung und Befestigung des Christentums ist. Die Königin Bertha hatte an der Bekehrung ihres Gemahls und des englischen Volkes einen großen Anteil; ähnlich war es bei Klothilde, der Gemahlin des Frankenkönigs Klodwig, und bei Theodolinde, der Gemahlin des Langobardenkönigs Agilulf. Eine Reihe großer deutscher Stämme sind durch den Einfluß der Frauen zur katholischen Kirche bekehrt worden, ein Beweis von der großen Kraft des christlichen Weibes. Weil das Weib als Mutter und Hausfrau für die Erziehung der Kinder und das ganze Familienleben von der größten Wichtigkeit ist, so mußte auch das Weib mit dem Geiste des Christentums erfüllt werden, um ein christliches Familienleben zu schaffen, ohne welches das Christentum für die Dauer keinen Bestand hatte. Bonifatius war daher von Anfang an darauf bedacht, Ordensfrauen für die Erziehung der weiblichen Jugend zu bekommen. Er durfte hoffen, daß die Deutschen solche Ordensfrauen mit Vertrauen aufnehmen würden; denn wenn die heidnischen Deutschen auch sonst wohl das Weib tief unter den Mann stellten, so dachten sie doch auch andererseits, daß besonders Frauen unter dem Einflusse der durch sie redenden Götter ständen, und hatten vor ihnen eine besondere Hochachtung und Ehrfurcht.

Das Heimatland des hl. Bonifatius hatte eine Menge blühender Frauenklöster. Als das Christentum in England ausgebreitet wurde, nahm das weibliche Geschlecht begierig die Lehren des Heils an und strebte mit größtem Eifer nach der höchsten Vollkommenheit. Jungfrauen aus den vornehmsten Familien begaben sich zahlreich in die Klöster, um nach strenger Regel durch Fasten, Beten, Arbeit, Gehorsam und Entsagung sich von aller Sünde zu reinigen und Gott mit ungeteiltem Herzen zu dienen. Selbst Frauen traten noch in spätern Jahren in Klöster ein, die sie oft selber gegründet hatten, und standen

ihnen als Äbtissinnen vor. Damals gab es auch in England viele Doppelklöster, d. h. neben einem Nonnenkloster war ein Männerkloster erbaut und jedes mit hohen Mauern umgeben. Kein Mitglied eines Klosters durfte das andere Kloster betreten. Die Mönche brachten in der Kirche des Frauenklosters die heilige Messe dar, mußten sie aber sofort nach Beendigung der heiligen Messe verlassen. Die Äbtissinnen, welche meistens aus königlichem Stamme waren, vertraten die Stelle der Mutter Gottes, welche zur Zeit ihres Lebens hier auf Erden „als Königin der Apostel“ naturgemäß eine hervorragende Stellung einnahm, und führten die Oberherrschaft über beide Klöster; sie verkehrten mit der Außenwelt nur durch ein Gitter. Die berühmtesten Klöster dieser Art waren Bangor in North-Wales, Barking an der Themse in Ostsachsen, Whitby, welches von der Prinzessin Hilda geleitet und eine Pflanzschule von Missionaren wurde, Ely, dessen drei ersten Äbtissinnen Königinnen waren, und besonders Winburn in Wesssex, welches von der hl. Guthburga gegründet war. Diese war mit dem friedlichen, frommen König Aldfrid von Northumbrien vermählt gewesen, hatte aber mit dessen Zustimmung sich dem klösterlichen Leben gewidmet. Winburn erfreute sich eines solchen Rufes, daß die Zahl der Nonnen auf 500 stieg. Diese Klöster blühten, bis sie gegen Ende des 9. Jahrhunderts durch die Einfälle der räuberischen Dänen zerstört wurden, und sind ein herrliches Zeugnis, wie mächtig der Geist des Christentums die Herzen des angelsächsischen Volkes ergriff. Die Ordensfrauen dieser Klöster widmeten sich in ihrer strengen Zurückgezogenheit nicht bloß dem Gebete und der Betrachtung, sondern verfertigten auch mit großer Kunstfertigkeit die schönsten Handarbeiten, besonders für Kirchen, schrieben Bücher ab, welche sie mit prachtvollen Anfangsbuchstaben und schönen Bildern verzierten, und betrieben selbst gelehrte Studien. Sie lernten die lateinische Sprache, sodaß sie nicht nur die heilige Schrift, die Werke der Kirchenväter und die kirchlichen Gebete verstanden, sondern auch selber in dieser Sprache Werke in Poesie und Prosa verfaßten. Dabei widmeten sie sich auch der Erziehung der Jugend und der Pflege der Armen und Kranken. Durch ihr züchtiges Leben, welches schon in der einfachen Kleidung sich ausprägte, durch ihr bescheidenes Wesen, durch ihre innige Frömmigkeit und aufopfernde Nächstenliebe erregten sie allgemeine Bewunderung und beförderten gar sehr die Ausbreitung und Befestigung des Evangeliums in England. Das Volk nannte diese Ordensfrauen

Gottesbräute, und die Landesgesetze suchten sie unter Androhung schwerer Strafen zu schützen. Die Äbtissinnen besaßen eine große Macht und nahmen gleich den Bischöfen und Äbten an den National-Versammlungen Anteil. Bei den germanischen Stämmen lebte das Weib im ganzen viel sittenreiner und stand in höherer Achtung als bei den andern heidnischen Völkern; das Christentum sicherte und erhöhte diese Würde des Weibes und eröffnete ihm ein weites Feld, um im Dienste des Christentums die herrlichsten, weiblichen Tugenden zu üben und zugleich mit den Männern an der Ausbreitung desselben thätig zu sein. Der heilige Kirchenlehrer Hieronymus, welcher als Seelenführer vornehmer, römischer Frauen die Wirksamkeit des weiblichen Geschlechts zu würdigen verstand, sagt daher in dieser Hinsicht mit Recht: „Ich mache keinen Unterschied zwischen heiligen Männern und heiligen Frauen der Kirche; wie für beide die Arbeit gleich ist, so soll auch beiden gleicher Lohn zuteil werden.“

Mit den Frauenklöstern Englands standen der hl. Bonifatius und seine Genossen in Deutschland in regem Briefwechsel. Die meisten dieser Briefe sind uns zwar verloren gegangen; aber die wenigen uns erhaltenen genügen, um uns einen Blick in das Seelenleben der englischen Klosterfrauen zu ermöglichen. Diese Briefe sind alle keusch und rein, zart und innig gehalten und lassen erkennen, wie tief diese Herzen von der Religion durchdrungen waren, auf welche all ihr Sinnen und Trachten gerichtet war; sie waren voll Liebe zu Gott und zum Mitmenschen und verfolgten die Ausbreitung des Reiches Gottes mit der lebendigsten Teilnahme. Am meisten und auch wohl am frühesten wechselte Bonifatius Briefe mit Eadburga, der reich gebildeten und selbst der lateinischen Dichtkunst kundigen Äbtissin eines Klosters auf der Halbinsel Thanet, wo die Angelsachsen und später der hl. Augustin zuerst landeten. In seinen Briefen¹⁾ an diese Äbtissin, welcher Bonifatius mit großer Hochachtung begegnet, und die er eine des Ordenslebens sehr kundige Lehrerin nennt, bittet er sie bald flehentlich um ihr Gebet, bald erzählt er ihr von seinen großen Mühen und Beschwerden in Deutschland, damit sie desto eifriger für ihn bete; bald dankt er ihr für empfangene Bücher, bald bittet er um Bücher, so um die Briefe des Apostels Petrus, die sie ihm mit goldenen Buchstaben abschreiben solle, damit die noch ungebildeten Deutschen das

¹⁾ Ep. 10, 32, 72, 73.

Wort Gottes mehr verehrten, wenn sie dasselbe in so herrlicher Schrift geschrieben sähen. Eine andere Ordensfrau, mit welcher Bonifatius in Briefwechsel stand, war die Äbtissin Bugga,¹⁾ auch Heaburg genannt, eine Verwandte des angelsächsischen Königs Ethelbert von Kent und Äbtissin in einem Kloster dieses Königreiches. Ihre Mutter hieß Gangyth, welche nach bitteren Erfahrungen in der Welt in spätern Jahren sich dem Klosterleben gewidmet hatte. In einem Briefe beglückwünscht Bugga den hl. Bonifatius, welcher mit ihr wahrscheinlich entfernt verwandt war, zu den herrlichen Erfolgen, welche er in Deutschland errungen hatte, verspricht, die Leidensgeschichten der Martyrer später zu übersenden, bittet ihn um Übersendung der Auszüge aus der heiligen Schrift, schickt ihm 50 Goldgulden und ein Altartuch, wie sie meint, geringe Gaben, aber in größter Liebe, und bittet ihn dringend um sein Gebet. Bonifatius tröstet die Äbtissin über die Mühen und Beschwerden ihres heiligen Berufes, bittet um Nachsicht, daß er die versprochene Schrift — eine Sammlung von Sprüchen — wegen der vielen Reisen und Arbeiten noch nicht habe abfassen können, dankt für die empfangenen Gaben und bittet, doch ja beständig für ihn zu beten. Nur ein Brief ist uns erhalten von der Nonne Egburg, deren Bruder mit dem hl. Bonifatius befreundet war, bei dem sie nach des Bruders Tode Stütze und Trost suchte.²⁾ Dieser rege Briefwechsel zwischen den Glaubensboten in Deutschland und den englischen Frauenklöstern diente dazu, um in Ordensfrauen den Gedanken anzuregen, nach Deutschland zu reisen und dort an der Ausbreitung des Christentums zu arbeiten. Diesen Anregungen wurde bereitwillig Folge geleistet. Das Verlangen, welches viele angelsächsische Mönche befeelte, den stammverwandten Deutschen in der alten Heimat die Segnungen des Christentums zu bringen, dasselbe heiße Verlangen ergriff auch die Ordensfrauen Englands. Sie verließen zahlreich ihre Heimat, schifften über das Meer und begaben sich zu den heidnischen Deutschen, wo ihnen viele Mühen und Gefahren, vielleicht schimpfliche Mißhandlung und grausamer Tod bevorstanden. Aber aus

¹⁾ Ep. 14, 16, 86, 88. Verschiedene Ordensfrauen haben oft denselben Namen, und dieselbe Ordensfrau hat oft zwei Namen; daher ist die Bestimmung der Persönlichkeiten oft schwer. Über die Landsleute in England, mit denen Bonifatius in Briefwechsel stand, sind die erhaltenen Nachrichten zusammengestellt von Hahn: Bonifatius und Lullus. Ihre angelsächsischen Korrespondenten. Leipzig 1883.

²⁾ Ep. 13.

Liebe zu Christus und den durch sein teures Blut erkaufte Seelen unternahmen sie in freudiger Begeisterung solche weite, gefährliche Reisen, die schon Männer abschrecken konnten. Diese Frauen und Jungfrauen besaßen die dem weiblichen Geschlechte eigene Demut, Sanftmut, Bescheidenheit, Züchtigkeit und Sittreinheit; aber mit diesen weiblichen Tugenden verbanden sie männliche Entschiedenheit und Ausdauer, um sich einem solchen opfer- und gefahrvollen Leben hinzugeben. Wenn es schon für einen kräftigen, beherzten Mann ein schwieriges Unternehmen war, über das gefahrvolle Meer zu reisen und bei einem wilden, heidnischen Volke für das Evangelium Jesu Christi zu wirken, dann war dies für das zarte Frauengeschlecht sicher ein noch viel schwierigeres Unternehmen, welches unsere volle Anerkennung und Bewunderung verdient. Das weibliche Geschlecht wetteiferte mit den Männern in der mühevollen Befehrung der heidnischen Deutschen. Gott hat dem Weibe im Paradiese eine unterstützende Stellung angewiesen, indem er bei der Erschaffung des ersten Weibes sprach: „Lasset uns dem Manne eine Gehülfin machen“. Bei den heidnischen Deutschen hat das Weib wenigstens teilweise eine solche Stellung eingenommen, während es bei den andern Völkern vollständig zur Sklavin des Mannes herabgedrückt und entwürdigt wurde. Das Christentum hat aber dem Weibe die ihm von Gott angewiesene Stellung voll und ganz zurückgegeben. Daher finden wir auch, daß das Weib überall im Christentum von den Tagen der Apostel an bis zur Gegenwart eine zwar geräuschlose und friedliche, aber große und segensreiche Thätigkeit entfaltete. Ganz besonders hat das angelsächsische Frauengeschlecht mit seltener Hingabe und Begeisterung eine unterstützende Thätigkeit bei der Ausbreitung des Evangeliums in Deutschland ausgeübt. Scharen von Jungfrauen verließen ihr Vaterland, um vereint mit den Glaubensboten in Deutschland an der Befehrung unserer heidnischen Vorfahren zu arbeiten. Wie früher die deutschen Frauen ihre Männer in die Schlacht begleiteten und die Gefahren und Mühen des Krieges mit ihnen teilten, so zogen diese frommen Jungfrauen mit den Missionaren in das heidnische Deutschland und nahmen an dem Kampfe gegen Heidentum und Sündethätigen Anteil. Sie entsagten allen Bänden der Familie und lebten in jungfräulicher Keinheit, losgelöst von aller irdischen Liebe, um einzig und allein ihrem heiligen Berufe zu leben und an Kindern und Armen Mutterstelle zu vertreten. So vereinigten sie mit der Lilie jungfräulicher Seelenreinheit eine wahrhaft

apostolische Thätigkeit. Die Zahl dieser heldenmütigen Jungfrauen ist eine große, wie es bei den vielen, von zahlreichen Nonnen bewohnten Klöstern Englands und dem in ihnen herrschenden Geiste nicht anders erwartet werden kann. Die Namen der meisten Jungfrauen sind uns unbekannt geblieben; sie waren nur darauf bedacht, während ihres vergänglichem Lebens für die Ewigkeit Gutes zu thun, unbekümmert um das Andenken bei der Nachwelt. Erst am Ende der Welt, am Tage der Vergeltung wird der Schleier der Vergessenheit, welcher sie bedeckt, hinweggezogen und ihr opferwilliges Leben offenbar werden. Zu den wenigen, deren Namen uns erhalten sind, gehören Chunihild, eine Tante des hl. Cullus, und deren Tochter Berathgit, sehr gebildet in aller Wissenschaft und als Lehrerinnen in Thüringen thätig, ferner Chunitrude, welche in Bayern an der Erziehung des weiblichen Geschlechts thätig war, und Tecla, welche in den Klöstern Kizingen und Ochsenfurt am Main wirkte. Kizingen war von der hl. Adelheid gegründet, welche dem königlichen Geschlechte der Franken entsprossen war und sich dem klösterlichen Berufe gewidmet hatte. Als später Tecla zugleich mit Lioba aus dem Kloster Winburn nach Deutschland kam, übernahm sie die Leitung des Klosters Kizingen, welches Jahrhunderte hindurch blühte und eine Stätte christlicher Erziehung für die Töchter des fränkischen Adels wurde. Auch die hl. Hedwig, Königin von Polen, wurde in diesem, am Main so reizend gelegenen Kloster erzogen, und eine Tochter der hl. Elisabeth von Thüringen war hier Abtissin. Die beiden berühmtesten unter diesen angelsächsischen Jungfrauen sind jedoch Lioba und Walpurgis.

Die hl. Lioba wurde in der Grafschaft Wesser geboren; ihre Eltern waren von edlem Geschlechte und zugleich sehr gottesfürchtig; ihr Vater hieß Tinne, ihre Mutter Ebba. Als die bereits in den Jahren vorgerückten Eltern ihren Herzenswunsch erfüllt sahen und mit einer Tochter beschenkt wurden, weihten sie diese dem lieben Gott und brachten sie in das Kloster Winburn, so schwer ihnen dieses Opfer auch wurde. Dort wurde Lioba von der Abtissin Tetta sehr fromm erzogen und in allem Guten unterrichtet; frühzeitig trachtete sie mit allen Kräften danach, alles Sündhafte von sich fernzuhalten und in der Tugend zu erstarken, um einst eine würdige Braut des göttlichen Heilandes zu werden. Lioba machte den Willen der Eltern zu ihrem eigenen; sie weihte sich selber freiwillig Gott zum Opfer und trat in den Orden ein, sobald sie das vor-

geschriebene Alter von 25 Jahren erreicht hatte. Die Aufnahme in den Orden wurde vom Bischofe selber unter feierlichen Ceremonien vollzogen. Er segnete zunächst in der Kirche das einfache, schwarze Ordensgewand, welches von da ab den einzigen Schmuck der Braut Gottes bilden sollte. Sie legte dieses an einem abgeschlossenen Orte sogleich an, indes der Bischof die heilige Messe begann. Nach dem Evangelium forderte der Bischof die Zustimmung der Eltern und von der aufzunehmenden Nonne das Versprechen treuen Gehorsams, gab ihr dann Ermahnungen über ihren erhabenen Beruf, legte ihr segnend die Hände auf und weihte sie Gott dem Herrn. Die dabei gesprochenen Gebete sind ungemein rührend und ergreifend, flehen die Fülle göttlicher Gnaden auf die Ordensfrau herab und enthalten die dringende Ermahnung, ja alles Sündhafte zu meiden, damit sie einst vor dem Richterstuhle Gottes bestehe und mit dem göttlichen Bräutigam zum himmlischen Hochzeitsmahle eingehe. Darauf reichte ihr der Bischof den Schleier mit den Worten: „Nimm hin, o Jungfrau, diesen Schleier, den du fleckenlos tragen mögest bis vor den Richterstuhl Jesu Christi, vor welchem alle Kniee sich beugen im Himmel, auf der Erde und unter der Erde“. Sodann flehte der Bischof nochmals Gott den Herrn an, der Jungfrau zu ihrem erhabenen, aber auch gefährvollen Berufe seinen Segen zu geben, damit sie den Schlingen des bösen Geistes entgehe, die geschworene Treue bewahre und mit dem Chore der weisen Jungfrauen in den Himmel eingehe. Nun wurde die heilige Messe zu Ende gelesen; nach deren Beendigung flehte der Bischof nochmals Gottes Segen auf die gottgeweihte Jungfrau in mehreren Gebeten herab, welche das Volk jedesmal durch lautes Amen bekräftigte.¹⁾ Rioba hat zeitlebens mit der größten Treue ihre Ordensgelübde gehalten und ist allen Ermahnungen des Bischofs gewissenhaft nachgekommen. Unermüdet und beharrlich suchte sie das Ideal einer vollkommenen Klosterfrau in ihrem Leben darzustellen, sodaß sie bald eine Zierde des ganzen Klosters wurde. Dabei suchte sie aber auch in weltlicher Wissenschaft sich auszubilden, wie es in den Nonnenklöstern Sitte war. Der lateinischen Sprache war sie vollständig mächtig, sodaß sie die Bibel, die Werke der Kirchenväter und der römischen Klassiker mit Ver-

¹⁾ Die Ceremonien und Gebete werden vollständig mitgeteilt in: Die Mönche des Abendlandes. Von v. Montalembert. Deutsch von Brandis. V, 254 und teilweise in der schönen Biographie der hl. Rioba von Zell. S. 20.

ständnis las, sich in ihren Briefen gewandt ausdrückte und auch lateinische Gedichte verfaßte. Als sie in der Verborgenheit ihres Klosters von dem Wirken des hl. Bonifatius hörte, schrieb sie ihm einen Brief, ¹⁾ welcher uns noch erhalten ist und als ein Spiegel ihrer kindlich-frommen Seele hier mitgeteilt werden mag.

„Den hochwürdigen, mit der bischöflichen Würde geschmückten, in Christo geliebten und mir durch Verwandtschaft verbundenen Herrn Bonifatius begrüßt Leobgyntha, die letzte der Dienerinnen Christi, mit dem Wunsche des ewigen Heils.

Ich bitte dich, du wollest dich gütigst der frühern Freundschaft erinnern, welche du mit meinem Vater geschlossen hattest, welcher Tinne hieß, hier in Wessex lebte und vor 8 Jahren aus dieser Welt geschieden ist. Möchtest du doch für seine Seele zu Gott beten! Auch empfehle ich dir meine Mutter Ebba, welche mit dir verwandt ist, wie du besser weißt als ich; sie führt ein Leben voll Beschwerden und ist ganz hinfällig. Ich bin das einzige Kind meiner Eltern und möchte gern, daß du mir Brudersstelle vertrittst, so unwürdig ich dessen auch bin, da ich zu keinem in meiner Verwandtschaft ein solches Zutrauen habe als zu dir. Ich lasse dir zugleich ein kleines Geschenk überbringen, nicht als ob es deines Blickes würdig wäre, sondern damit du dich meiner in meiner Niedrigkeit erinnerst, und trotz der weiten Entfernung für das ganze Leben das Band wahrer Freundschaft zwischen uns geknüpft werde. Noch mehr aber bitte ich dich, lieber Bruder, daß ich durch den Schild deiner Gebete gegen die giftigen Geschosse des versteckten Feindes beschützt werde. Auch bitte ich, du wollest das Mangelhafte in meinem Briefe gütigst verbessern und so freundlich sein, mir einige Worte zu übersenden, nach denen ich so sehr verlange.

Die unten beigefügten Verse habe ich nach den Regeln der Dichtkunst zu machen gesucht, nicht voll kühnen Selbstvertrauens, sondern um mein geringes Talent zu üben, wobei ich deiner Nachhilfe bedarf. Ich habe diese Kunst von meiner Lehrerin Gadbarg erlernt, welche beständig sich in das göttliche Geseß vertieft.

Lebe wohl und erfreue dich eines langen, glücklichen Lebens!
Bete für mich!

Der allmächtige Schöpfer und Richter des ganzen Weltalls,
In des Vaters Reiche in ewigem Lichte thronend,

¹⁾ Ep. 23.

Christus, in immerwährender Herrlichkeit leuchtend und herrschend,

Möge dich immer gesund und unverfehret erhalten.“¹⁾

Das Geschenk, von welchem im Briefe die Rede ist, war wohl eine Handarbeit, durch welche sie den im Briefe ausgesprochenen Gefühlen der Verehrung und Liebe für den hl. Bonifatius Ausdruck geben wollte. Dieser hatte bereits in Deutschland von Liobas Tugend und Frömmigkeit gehört; der obige Brief bestätigte ihm Liobas Ruf und bestärkte ihn in der Absicht, sie zur Erziehung der weiblichen Jugend nach Deutschland kommen zu lassen. Er wandte sich daher mit einer solchen Bitte an die Abtissin Tetta. Diese konnte sich nur schwer entschließen, Lioba, den Liebling des ganzen Klosters, zu den wilden deutschen Völkern zu senden, aber sie sah in der Bitte des hl. Bonifatius den Ruf Gottes. Nach sorgfältiger Vorbereitung für ihre heilige Mission trat Lioba, ihre Seele Gott empfehlend, mutig und entschlossen die weite, gefährliche Reise an und gelangte glücklich nach Deutschland. Der hl. Bonifatius ging ihr auf die Kunde von ihrer Ankunft eine weite Strecke Weges entgegen, empfing sie mit heiliger Freude und begrüßte sie als eine liebe Verwandte aus der fernen Heimat und als eine eifrige Mitarbeiterin im Weinberge des Herrn. Das Jahr ihrer Ankunft in Deutschland läßt sich nicht bestimmt angeben, wahrscheinlich um das Jahr 730. Bonifatius bestimmte Lioba für das fränkische Gebiet am Main, wo das kirchliche Leben noch sehr daniederlag. Das Land selbst war wild und unzugänglich, voll Wälder, Heiden und Moräste; von den rebenbepflanzten Hügeln, den üppigen Wiesen und fruchtbaren Feldern, mit welchen es jetzt bedeckt ist, war damals noch keine Spur. Die hl. Lioba bekam zu ihrer Niederlassung an der Tauber, einem Zuflusse des Mains, einen Ort, welcher heute Tauberbischofsheim heißt, ein badisches Städtchen im schönen, fruchtbaren Taubergrunde. Damals befanden sich dort nur wenige Häuser und strohbedeckte Hütten, aber mit der Ausbreitung des Christentums wurde auch die Gegend kultiviert und bekam ein ganz anderes Aussehen. Als Leiterin des Klosters entfaltete Lioba eine sehr segensreiche Thätigkeit. Der Mönch Rudolf von Fulda, welcher im Auftrage des Abtes Rhabanus Maurus

¹⁾ Arbitrarius omnipotens, solus qui cuncta creavit,
In regno Patris semper qui lumine fulget,
Qua iugiter flagrans sic regnat gloria Christi
In laesum servet semper te iure perenni.

das Leben der hl. Lioba nach Erinnerungen ihrer Schülerinnen beschrieb, sagt von ihr: „Sie richtete all ihr Streben auf das von ihr begonnene Werk, um vor Gott tadellos zu erscheinen und allen ihren Untergebenen durch jedes Wort und jede Handlung ein heilsames Vorbild zu sein. Sie lehrte nur, was sie selber zuvor that, und fern von aller Anmaßung war sie gegen alle ohne Unterschied leutselig und gütig. Sie glich an Schönheit einem Engel, ihre Rede war angenehm, ihr Geist klar, ihre Thatkraft groß, und obschon sie immer ein heiteres Angesicht hatte, wurde sie nie von zu großer Lustigkeit zum Lachen hingerrissen. Ein böses Wort hörte man nie aus ihrem Munde, niemals ging die Sonne über ihrem Zorne unter.“

Lioba befließ sich besonders eines liebevollen Benehmens gegen ihre Mitschwester und wurde deshalb auch Lioba, das ist die Liebe, oder auch Leobgytha, d. i. die Liebgute, genannt.¹⁾ Sie hieß auch noch Truthgeba, wie ja überhaupt die Angelsachsen vielfach zwei Namen führten. Durch ihr wahrhaft tugendhaftes Leben machte Lioba auf ihre Mitmenschen einen tiefen Eindruck und zog viele Schülerinnen an sich, welche sie in der Frömmigkeit und Wissenschaft so vortrefflich unterrichtete, daß viele von ihnen später in andern Klöstern Abtissinnen und Lehrerinnen wurden. Wegen ihrer hervorragenden Eigenschaften übertrug ihr Bonifatius die Leitung der gesamten Frauenklöster im mittlern Deutschland. Lioba reiste daher viel umher und sah in den einzelnen Klöstern nach, ob überall die Ordensregel streng erfüllt und die Tagesordnung genau innegehalten wurde. Die Frauenklöster befolgten wie die Männerklöster die Regel des hl. Benediktus, welche die Zeit für Betrachtung und Gebet, für Arbeit, Studium und Erholung genau festsetzte und die verschiedenen Ämter wie auch die verschiedenen Arbeiten im Hause und im Garten, in der Schule und in der Kirche verteilte. Lioba suchte überall das Klosterleben zu heben und regte auch die Gründung vieler neuen Klöster an. In den Klöstern pflegte Lioba besonders den Geist der gegenseitigen Liebe und Verträglichkeit, um dadurch alle Veranlassung zu eifersüchtigen Streitigkeiten zu heben. Den Notleidenden und Bedrängten suchte sie nach Kräften zu helfen und verpflegte in einem Anbau des Klosters, dem Hospitale, mit hingebender Liebe arme Kranke und Altersschwache. Der Ruf von Liobas Frömmigkeit und Weisheit verbreitete sich daher immer mehr. Hochstehende Per-

¹⁾ Die Teuere, die Liebe heißt im Althochdeutschen lioba, Lieben liobôn.

sonen, Bischöfe und Edle des Reiches, ja, selbst die Könige Pippin und Karl der Große, schätzten und ehrten die hl. Lioba sehr. Hildegard, Karls Gemahlin, liebt Lioba so sehr, daß sie dieselbe immer bei sich haben wollte; sie ließ Lioba auch an ihren Hof nach Aachen kommen, und als diese sich nicht entschließen konnte, am Hofe zu bleiben, nahm sie unter Thränen von ihr Abschied. Lioba widmete sich bis zum Ende ihres Lebens beharrlich der Leitung der ihr anvertrauten Klöster, gewiß einer schwierigen und mühevollen Aufgabe! In die Herzen der Mädchen eines wilden, zügellosen Volkes den Samen des Christentums auszustreuen und sie an christliche Zucht und Sitte zu gewöhnen, die jungen Novizinnen in das Klosterleben einzuführen, in echt klösterlichem Geiste die Ordensfrauen zu leiten, von denen jede ihren eigenen Charakter und eigene Gemütsart in das Kloster mitbrachte, in all den zahlreichen, ihrer Obhut anvertrauten Klöstern die rechte Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten: das war sicherlich bei den damaligen Zeitverhältnissen mit vielen Mühen und Schwierigkeiten verbunden, zumal die Klöster in einem wilden, unfruchtbaren Lande angelegt wurden, durch ihrer Hände Arbeit sich den Unterhalt verdienen und oft Not und Hunger leiden mußten. Der heil. Bonifatius stand Lioba bei ihrer schwierigen Aufgabe tröstend und ratend zur Seite und ermunterte sie stets, fern von der Heimat in Deutschland bei ihrem schönen Berufe in der Hoffnung auf den ewigen Lohn des Himmels auszuharren. Als Bonifatius im Dienste des Evangeliums den Martyrertod gefunden und seinem Wunsche gemäß in der Klosterkirche zu Fulda beigesetzt war, pilgerte Lioba öfter an sein Grab, um dort in lebendiger Erinnerung an den so ruhmvoll vollendeten und ihr so theuern Bischof Trost und Kraft zu finden; ausnahmsweise wurde ihr von den Mönchen der Besuch dieser Kirche gestattet, welche sonst nach der damals streng gehaltenen Ordensregel kein Weib betreten durfte. Auch suchte Lullus, der Nachfolger des hl. Bonifatius auf dem bischöflichen Stuhle von Mainz, ihr die Stelle desselben zu vertreten. Wir besitzen noch einen Brief von Lullus, in welchem er Lioba tröstet und bittet, ihm doch kundzuthun, wo es in den Klöstern am Notwendigsten fehle.¹⁾ Nach einer langen, segensreichen Wirksamkeit starb Lioba (um 780) im Kloster zu Schornsheim nicht weit von Mainz. Als sie ihr Ende nahe fühlte, ließ sie den angelsächsischen Priester Corathberit

¹⁾ Ep. 97.

zu sich bitten und empfing mit rührender Andacht die hl. Wegzehrung. Ihr Leichnam wurde mit großer Feierlichkeit unter Teilnahme vieler Edlen und Bornehmen des Landes nach Fulda gebracht und in der dortigen Klosterkirche neben dem hl. Bonifatius begraben, wie er es im Leben gewünscht hatte. Weil Lioba schon im Leben durch ihr Gebet so viel vermocht hatte und auch nach ihrem Tode auf ihrem Grabe wunderbare Gebetserhörungen vorkamen, so wurde sie bald vom Volke als Heilige verehrt und angerufen und auch später von der Kirche in die Zahl der zu verehrenden Heiligen aufgenommen. Besonders wird sie von Eltern bei Krankheiten der Kinder angerufen. Liobas Reliquien befanden sich zeitweilig auf dem Petersberge bei Fulda, wurden aber später nach Fulda zurückgebracht. Ihr Haupt befindet sich jetzt in der Schatzkammer des Domes zu Fulda; Teile ihrer Reliquien sind an andere Kirchen verschenkt worden. Das Kloster der hl. Lioba in Tauberbischofsheim ging im Laufe der Zeit zu Grunde. Als die Franziskaner im Jahre 1631 dort ein Kloster gründeten, erbaten sie sich vom Abte zu Fulda Reliquien der hl. Lioba, setzten sie im Hochaltare bei und weihten ihn dem Gedächtnis der Heiligen. Im Anfange unsers Jahrhunderts bei der Aufhebung der Klöster wurde das Kloster in ein Gymnasium verwandelt, welchem die Kirche zu gottesdienstlichem Gebrauche dient, sodaß die wissenschaftliche Ausbildung der dortigen Jugend noch immer unter dem Schutze der hl. Lioba steht. Über dem Eingange des alten Klosters steht noch jetzt das Bild der hl. Lioba, in der Tracht einer Benediktinernonne, in der linken Hand einen Stab haltend, das Zeichen ihrer Würde als Abtissin, in der rechten ein Buch haltend, auf welchem sich eine Glocke befindet, weil ihre Mutter vor der Geburt in einem Traumgesichte eine läutende Glocke zu tragen glaubte. Buch und Glocke sind ein vortreffliches Sinnbild der großen Wirksamkeit Liobas, welche im Vereine mit dem hl. Bonifatius die Lehre des Kreuzes in unserm Vaterlande verkündete, mit Weisheit und Kraft ein christliches Geschlecht erzog und durch die Stiftung vieler Klöster für Jahrhunderte Pflanzschulen wahrer Wissenschaft gründete.

Bekannter als die hl. Lioba ist in unserm Vaterlande die hl. Walpurgis, Schwester der beiden Brüder Willibald und Wunnibald. Ihr Vater übergab sie nach dem Tode der Mutter dem Kloster Winburn, wo sie in Frömmigkeit und Wissenschaft unterrichtet wurde. Später folgte sie dem Beispiele ihrer Brüder, verließ ihr Vaterland und widmete sich der Befehung der

Deutschen. Anfangs war sie wahrscheinlich in Tauberbischofsheim mit der hl. Gioba thätig, die in demselben englischen Kloster erzogen war; als später im bayerischen Mittelfranken, wo jetzt die Stadt Heidenheim liegt, zwei Klöster gegründet wurden, übernahm Wunnibald die Leitung des Männerklosters, und seine Schwester Walpurgis die Leitung des Frauenklosters. Als Äbtissin dieses Klosters entfaltete Walpurgis bei der Leitung der Ordensfrauen wie auch bei der Erziehung der weiblichen Jugend eine segensreiche Thätigkeit und war wegen ihrer Tugend und Frömmigkeit weithin berühmt.

Die Berufung dieser Ordensfrauen gereichte unserm Vaterlande zum größten Segen. Die von diesen Ordensfrauen gegründeten und geleiteten Klöster blühten rasch empor. Die strenge Sittenreinheit, welche diese Ordensfrauen im allgemeinen bewahrten, ihre Arbeitsamkeit, ihre Demut, ihr Eifer für die Ehre Gottes, ihre Opferwilligkeit im Dienste des Nächsten, erregten die Bewunderung und Anerkennung unserer heidnischen Vorfahren, welche schon so wie so eine hohe Achtung vor dem weiblichen Geschlechte hatten; sie senkten ehrfurchtsvoll ihre Schwerter vor diesen demütigen Ordensfrauen, welche aus selbstloser Liebe zu ihnen aus England herübergekommen waren, und vertrauten ihnen gern ihre Töchter zur Erziehung an. Manche Zöglinge gewannen das Klosterleben lieb und erkannten darin ihren Beruf, sodaß sie für immer in das Kloster eintraten. Dieses konnte bei der wachsenden Zahl der Ordensfrauen zu neuen Niederlassungen schreiten, und es fanden sich immer fromme Personen, welche hochherzig Grund und Boden dazu schenkten. So entstanden in Franken, Thüringen und Hessen viele Frauenklöster, welche später durch die sogenannte Reformation, durch Kriege, besonders den 30-jährigen Krieg, und im Anfange unsers Jahrhunderts durch die allgemeine Aufhebung der Klöster zu Grunde gegangen sind. In diesen zahlreichen Klöstern wurden die Mädchen fromm und gottesfürchtig erzogen; vor allen bösen Einflüssen sorgfältig bewahrt, sahen und hörten sie nur Gutes und konnten ungestört in allen Tugenden voranschreiten. Zugleich wurden sie auch in den notwendigen, weltlichen Kenntnissen unterrichtet, in den weiblichen Handarbeiten, dem Gartenbau und den Arbeiten des Hauses. Die Mädchen lernten sogar für die wichtigsten Krankheiten die heilenden Kräuter im Garten ziehen und anwenden, was in den damaligen Zeiten bei dem Mangel an Ärzten ungemein viel wert war. Die Töchter der höhern Stände empfingen auch eine ihrem Stande entsprechende, gelehrte

Bildung und übertrafen hierin, besonders im Ritterstande, vielfach die Männer, welche das Schwert für des Mannes würdiger erachteten als die Feder und des Lesens und Schreibens nicht selten unfundig waren. Wie jetzt das Französische, so wurde damals in den Frauenklöstern das Lateinische betrieben, welches die Sprache der Kirche und der Gelehrten war. Die Mädchen erlernten das Lateinische so, daß sie desselben mächtig waren und auch die alten, heidnischen Schriftsteller lasen. Von gelehrten Ordensfrauen wurden für die Festlichkeiten des Klosters Schauspiele gedichtet und von den Mädchen aufgeführt, um darin die Sittenreinheit, die Keuschheit, die Treue und andere weibliche Tugenden zu verherrlichen und die Mädchen zur Übung derselben zu ermuntern. Schon bald nach dem Tode der hl. Walpurgis schrieb eine Ordensfrau in ihrem Kloster das Leben der heiligen Brüder Willibald und Wunnibald in lateinischer Sprache. So wurde in den Klöstern ein gottesfürchtiges, sittsames, arbeitsames Frauengeschlecht erzogen, welches auch in den Familien wieder christliche Bildung und Sitte verbreitete und befestigte. Daß Deutschland im Mittelalter eine so hohe Stufe der Kultur und Bildung erlangte und alle andern Nationen überflügelte, daß besonders die deutschen Frauen in der Blütezeit des Mittelalters so hoch verehrt und wegen ihrer Anmut und Lieblichkeit, ihrer Reinheit und Sittsamkeit in Liedern so hoch gepriesen wurden, ist ganz gewiß die Folge von der frommen und tugendhaften Erziehung, welche das weibliche Geschlecht in den Klöstern unter der Obhut sorgsamere Klosterfrauen empfing.

Die Aufgabe dieser Klosterfrauen, welche zuerst dem Rufe des hl. Bonifatius folgten und an der Erziehung der Mädchen in Deutschland arbeiteten, war allerdings mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Wer könnte all den Undank, all die Verdrießlichkeiten und Unannehmlichkeiten ermessen, welche diese demütigen Ordensfrauen täglich zu ertragen hatten, um die an Zügellosigkeit und Ungebundenheit gewöhnten Kinder eines heidnischen Volkes an Zucht und Sittsamkeit zu gewöhnen und ihre rohen Herzen für die erhabenen Lehren des Christentums empfänglich zu machen! Sie lebten ganz ihrem Berufe; allen irdischen Vergnügungen, Genüssen und Bequemlichkeiten entsagten sie; sie übten beständige Armut und töteten sich in Wohnung und Kleidung ab; auch auf die Ehe und das Familienleben verzichteten sie, um mit mütterlicher Liebe die ihnen anvertrauten Kinder zu erziehen und besonders Waisen und verlassenen Kindern Mutter-

stelle zu vertreten. Nur das Gebet, welches sie beständig übten, und zu welchem der Schall der Glocke sie bei Tag und Nacht in der Kirche versammelte, und der Gedanke: es gilt Kinder für eine glückselige Ewigkeit zu erziehen, welche der Sohn Gottes mit seinem Blute erkaufte hat, gaben ihnen Mut und Kraft zum beständigen, freudigen Wirken in solch mühevollen Berufe. Deutschland schuldet daher jenen Klosterfrauen in hohem Maße den Tribut der Dankbarkeit. Um so schändlicher ist es daher, wenn nicht selten protestantische Geschichtschreiber dem hl. Bonifatius bei der Berufung der Ordensfrauen unreine Motive unterschieben.¹⁾ Es gilt hier das Wort der hl. Schrift (Titus I, 15): „Den Reinen ist alles rein, und den Unreinen ist alles unrein“; und Göthe sagt treffend, jeder beurteilt einen andern nach sich selbst. Wer ohne Grund dem Wirken anderer unreine Motive unterschiebt, verrät dadurch ein unreines Herz und stellt damit sich selber ein schlechtes Zeugnis aus. Der hl. Bonifatius und die von ihm herbeigerufenen Ordensfrauen werden bei jedem billig Denkenden für ihr selbstloses Wirken nur Anerkennung finden und können ruhig dem Tage des Gerichtes entgensehen, wo die geheimsten Falten des menschlichen Herzens, auch die ihrer Ankläger, offenbar werden.

Von der Mehrzahl der Klöster, welche zur Zeit des hl. Bonifatius und in den folgenden Jahrhunderten zu dem gleichen Zwecke gegründet wurden, von den Nonnen, welche darin thätig waren, sind im ganzen nur wenig Nachrichten aus dem Laufe der Jahrhunderte zu uns gekommen. So manche Seele, welche der Erziehung der Jugend oder der Pflege Kranker und Schwacher unter Kämpfen und Mühen ihre Kraft widmete, deckt der Schleier der Vergessenheit, bis sie einst am Tage der Vergeltung vor der ganzen Welt mit Ehre und Herrlichkeit gekrönt wird. Aber durch die Entsagung auf alle irdischen Banden, durch die Verleugnung aller sinnlichen Triebe, durch ihre ungeteilte, freudige Hingabe an ihren Beruf im Dienste Gottes und des Nächsten bis zum letzten Atemzuge ihres Lebens legen diese Seelen Zeugnis ab, daß Gottes Gnade in ihnen wirksam war, und daß die Kirche, welche ihnen solche Kraft mittheilte, wahrhaft Gottes Werk ist. Die Geschichte bietet uns wenige Beispiele, wo das Leben für einen heiligen Zweck in so heldenmütigem Opfer dahingegeben wurde. Und dieser Geist der

¹⁾ Z. B. die Magdeburger Centuriatoren cent. VIII, cap. 10; ebenso auch neuere.

Abtötung und Entfagung dauert durch alle Jahrhunderte hindurch in der Kirche fort. Die Kirche wurde im Laufe der Zeiten von vielen Stürmen heimgesucht; manches, was sie geschaffen hat, wurde wieder zerstört; ihrer irdischen Machtmittel wurde sie oft beraubt, aber der im Dienste Gottes und des Nächsten sich bethätigende Opfergeist dauert in ihr fort, und es giebt in der Kirche immer Jungfrauen, welche alle irdischen Vorzüge, Jugend, Stand, Schönheit, Gott zum Opfer bringen und ihr Leben seinem Dienste und dem Dienste des Mitmenschen weihen. Auch jetzt noch eilen wie zu den Zeiten des hl. Bonifatius Jungfrauen über das Meer in ferne Länder, um dort die störrischen und widerspenstigen Kinder heidnischer Völker christlich zu erziehen, Kranke und Altersschwache zu pflegen und die Segnungen des Christentums immer weiter zu verbreiten. Mögen die Klöster vom Gott entfremdeten Zeitgeiste noch so oft aufgehoben und ihre Bewohner aus dem Vaterlande, dem sie nur Wohlthaten spendeten, vertrieben werden, mögen diese frommen Jungfrauen von der Welt noch so viel verleumdet, herabgesetzt und verspottet werden, mögen sie für ihre selbstlose Nächstenliebe nur Umdank und Verkennung ernten, stets werden aus allen Ständen, aus den Hütten der Armen wie aus den Palästen der Vornehmen, Jungfrauen hervorgehen, welche allein dem Gefreuzigten angehören wollen und aus dankbarer Liebe zu ihm den glänzenden Aussichten der Welt entsagen, um in der Verborgenheit unter beständiger Selbstentäußerung ihr Leben dem Dienste Gottes und des Nächsten zu widmen. Das ist zugleich auch ein beständiges Zeugnis für die Gottheit Jesu Christi. Mag die Gottheit Christi noch so oft in der Welt bestritten und er selber verspottet und verhöhnt werden, er beweist seine Gottheit täglich vor unsern Augen durch die unwiderstehliche Kraft, welche er über das menschliche Herz ausübt, sodaß es aller irdischen Liebe heldenmütig entsagt und sich unter Opfern und Mühen ihm ganz hingiebt. Indem aber die Kirche in den religiösen Genossenschaften die Kräfte dieser gottgeweihten Jungfrauen zur Ehre Gottes und zum Heile des Nächsten verwendet, weist sie ihnen im Reiche Gottes keine selbständige, sondern eine unterstützende Thätigkeit zu. Die Kirche ist weit davon entfernt, eine falsche Frauenemanzipation zu begünstigen und das Weib dem Manne ganz gleichzustellen, aber sie erniedrigt es auch nicht und schließt es nicht von jeder Wirksamkeit aus, sondern öffnet ihm eine Wirksamkeit, welche seinem frommen Gemüte, seinem zarten Mitgefühl, seinem still ausharrenden

Sinn, überhaupt seiner ganzen Naturanlage, ebenso entspricht wie den Absichten Gottes. Durch die Erziehung der weiblichen Jugend und die Pflege der Kranken nimmt das Weib an der Rettung des gefallenen Menschengeschlechts thätigen Anteil und hat auf diesem Gebiete des Wirkens ebensoviel Heldenmut bewiesen wie der Mann in blutiger Schlacht. Dieser stirbt den schnellen Tod der Ehre für das irdische Vaterland, das Weib aber im heiligen Berufe sich täglich aufopfernd den langsamen Tod der Pflicht. Bonifatius handelte daher ganz im Geiste der katholischen Kirche und schuf für Jahrhunderte ein Werk des größten Segens, indem er zur Erziehung der weiblichen Jugend und zur Vinderung des menschlichen Elends die Ordensfrauen aus England nach Deutschland berief, sie in ihrem schönen Beruf durch ermutigende Briefe und Worte bestärkte und die Gründung zahlreicher Frauenklöster bewerkstelligte.

Neuntes Kapitel.

Der hl. Bonifatius wird Erzbischof; Gründung des Klosters Friklar (732); Wirksamkeit in Bayern (732—738).

Der Papst Gregor II., welcher den hl. Bonifatius zum Missionsbischof für Deutschland geweiht und sein Unternehmen durch Wort und That nach Kräften befördert hatte, starb im Jahre 731. Er war ein eifriger und umsichtiger Papst, welcher das Wohl der ganzen Kirche, der morgenländischen wie der abendländischen, stets im Auge hatte und in schwerer Zeit für die Ausbreitung und Verteidigung des wahren Glaubens unermüdtlich thätig war. Zu den großen Verdiensten dieses Papstes gehört es auch, daß er in dem hl. Bonifatius das geeignete Werkzeug zur Bekehrung der Deutschen erkannte und nach Kräften dieses Werk beförderte. Nach seinem Tode wurde Gregor III. (731—741) auf den Päpstlichen Stuhl erhoben, welcher die Wirksamkeit seines Vorgängers mit gleichem Eifer fortsetzte. Der hl. Bonifatius versäumte nicht, ihm noch in demselben Jahre (731) brieflich seine Glückwünsche zur Besteigung des Päpstlichen Stuhles auszusprechen. Im folgenden Jahre sandte er wieder einen Boten mit einem Briefe nach Rom; er berichtete dem Papste ausführlich über seine Wirksamkeit in Deutschland, fragte ihn über einige Punkte um Rat, erneuerte das Ver-

sprechen treuen Gehorsams gegen den Apostolischen Stuhl und bat den Papst, ihm dasselbe Wohlwollen zuzuwenden wie sein Vorgänger. Der Papst empfing die Gesandten wohlwollend, vernahm mit heiliger Freude und innigstem Danke gegen Gott von den zahlreichen Befebrungen in Deutschland, schloß den hl. Bonifatius und die Seinen in die besondere Gemeinschaft der römischen Kirche ein und beschenkte die Gesandten reichlich, besonders auch mit Reliquien. Dem hl. Bonifatius erteilte der Papst in Anerkennung seiner hohen Verdienste noch eine besondere Ehre; er übergab nämlich für ihn den Gesandten das Pallium und machte ihn dadurch zum Erzbischof. Das Pallium ist ein weißes, wollenes, mit Kreuzen durchwirktes Schultertuch, welches nach vorne herabhängt und von den Erzbischöfen zum Zeichen ihrer erzbischöflichen Würde getragen wird. Dasselbe wird von der Wolle zweier weißer Lämmer verfertigt, welche am Festtag der heiligen Jungfrau und Martyrerin Agnes vom Papste gesegnet und dann in der Kirche dieser Heiligen am Altare Gott geopfert werden. Am Festtage der Apostel Petrus und Paulus wird das Pallium auf das Grab des Apostelfürsten Petrus gelegt, zum Zeichen, daß alle priesterliche Vollmacht in der Kirche vom Papste als dem Nachfolger des hl. Petrus im obersten Hirtenamte ausgeht. Das Pallium soll die Erzbischöfe an ihren hohen Beruf erinnern, als Stellvertreter des guten Hirten die Schäflein zu weiden, die irrenden aufzusuchen und auf ihren Schultern zur Herde Christi zurückzutragen. Die Übersendung des Palliums an den hl. Bonifatius begleitete der Papst mit einem längern Briefe,¹⁾ der mit folgenden Worten beginnt:

„Dem ehrwürdigen und heiligen Bruder und Mitbischof Bonifatius, von dieser apostolischen Kirche Gottes ausgesandt, um dem deutschen Volk und allen im Schatten des Todes sitzenden und im Irrtum befangenen Völkern das Licht zu bringen, schreibt Gregor, Knecht der Knechte Gottes.

Große Freude haben wir empfunden, als wir aus deinem Briefe ersahen, daß du mit der Gnade unsers Herrn Jesu Christi sehr viele von dem Heidentume und dem Irrtume zur Kenntnis des wahren Gottes geführt hast. Wenn jemand, wie wir von Gott in einer Parabel belehrt worden sind, fünf Talente von Gott empfangen und noch fünf andere dazugewonnen hat, so freuen wir uns mit der ganzen Kirche über solch herrlichen

¹⁾ Ep. 28.

Gewinn. Mit Recht verleihen wir dir daher das heilige Pallium, welches du im Namen des heiligen Apostels Petrus empfangen und tragen sollst, und kraft göttlicher Vollmacht verordnen wir, daß du wie ein Erzbischof angesehen wirst. Bezüglich des Palliums wisse, daß du es zufolge apostolischer Ordnung nur bei der heiligen Messe und bei der Weihe eines Bischofs tragen darfst. Weil du nach deinem Berichte mit der Gnade Gottes in jenen Gebieten eine große Menge Volkes zum rechten Glauben bekehrt hast und bei der weiten Verbreitung des Glaubens nicht zu allen gehen kannst, um ihnen die Heilmittel zu spenden, so verordnen wir, daß du dort, wo zahlreiche Gläubige sind, unter Beobachtung der kirchlichen Vorschriften kraft apostolischer Vollmacht Bischöfe weihen sollst, jedoch wohl darauf achtend, daß die bischöfliche Würde nicht gering geachtet werde."

Ferner bestimmt der Papst in dem Briefe unter anderm noch folgendes. Wenn jemand von Heiden ohne Anrufung der heiligsten Dreifaltigkeit getauft ist, so soll er wiedergetauft werden. Den Genuß des Pferdefleisches soll Bonifatius den Deutschen nicht gestatten, weil das Pferd ein beliebtes Opfertier der alten Deutschen war, dem Menschen besonders nahesteht und der Genuß von einem solchen Tiere verwildernd auf das Gemüt wirkt. Überhaupt ist das Pferd dem Menschen zunächst nicht zur Speise, sondern zum Ziehen und Reiten gegeben, und galt der Genuß seines Fleisches von jeher vielen als unpassend. Auch war das Pferd den alten Deutschen besonders heilig; sein Bild brachten sie gern auf ihren Wappen an; Pferdeköpfe nagelten sie in die Dachgiebel, um das Haus vor bösen Geistern zu bewahren. Durch den Genuß des Pferdefleisches glaubten die alten Deutschen ihre Götter zu verehren und sich ihres Schutzes zu versichern. Daher ist das Verbot des Pferdefleisches für jene Zeit wohl erklärlich. Das heilige Messopfer, so bestimmt ferner der Papst, soll nur für solche verstorbene Christen dargebracht werden, welche christlich, nicht für solche, welche gottlos gelebt haben. Diejenigen, deren Taufe zweifelhaft ist, oder die von solchen Priestern getauft sind, welche dem Jupiter opfern und von dem Opferfleische essen, sollen nochmals getauft werden. Das Verbot der Heiraten innerhalb der Verwandtschaft soll sich bis zum siebenten Grade (d. i. bis zur siebenten Generation) erstrecken. Das Ehehindernis der Blutsverwandtschaft wurde also nach dem allgemeinen Gesetze für Deutschland um drei Grade erweitert, da Gregor II. im

Jahre 726 es mit Rücksicht auf den rohen Zustand des Volkes aus Milde auf den vierten Grad beschränkt hatte. Die alten Germanen heirateten nämlich gern innerhalb der Verwandtschaft, was vielfache sittliche Gefahren mit sich bringt und auch für die Nachkommen aus solchen Ehen sehr nachtheilig ist, da sie erfahrungsmäßig körperlich und geistig schwach sind. Überdies soll die Ehe ein neues Band sein, wodurch die Menschen, abgesehen von der Blutsverwandtschaft, miteinander verknüpft werden sollen. Das war bei den alten Germanen um so wichtiger, als die bei ihnen häufig vorkommenden Beleidigungen, Streitigkeiten und Morde jedesmal der ganzen Verwandtschaft die Pflicht der Rache auflegten, sodaß viel Zersplitterung und Feindschaft bestand. Daher hatte die Kirche das ganz berechtigte Bestreben, die Heiraten unter den Verwandten möglichst zu verhindern, damit fernstehende oder gar verfeindete Familien durch das Band der Ehe miteinander vereint würden.¹⁾ Weil ferner die Kirche in der ersten Zeit die Ehe sehr ideal auffaßte, so sollte Bonifatius nach der Weisung des Papstes auch das Wiederheiraten des einen Theils nach dem Tode des andern möglichst verhindern. Diejenigen, welche Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester getötet haben, sollen nur auf dem Sterbebette zum Empfange der heiligen Kommunion zugelassen werden, ihr ganzes Leben lang sich des Fleisches und Weines enthalten und drei Tage wöchentlich zur Buße für ihre Sünde fasten. Das abscheuliche, gottlose Verbrechen, Sklaven an Heiden zu verkaufen, welche dieselben den Göttern opferten, soll Bonifatius mit Eifer abstellen, in keiner Weise dulden und wie einen Mord bestrafen.²⁾ Bischöfe soll Bonifatius nur unter Assistentz von zwei oder drei Bischöfen weihen. Zum Schluß wünscht der Papst dem Bonifatius, daß er viele zu Christus bekehren und sich den Lohn des Himmels erwerben möge. Auch nahm der Papst gleich seinem Vorgänger den hl. Bonifatius in die römische Bruderschaft auf, sodaß er mit der römischen Kirche in der Gemeinschaft des Gebetes und der guten Werke stand.

¹⁾ Wahrscheinlich hat zur Ausdehnung des Verbotes bis auf den siebenten Grad die Verwechslung der römischen und kanonischen Berechnungsweise beigetragen. Papst Innocenz III. (1198—1216) beschränkte später das Verbot allgemein bis auf den vierten Grad. Anfangs hielt man sich daran, daß alle die, welche sich verwandt wußten, keine Ehe miteinander eingingen; der Umfang des Verbotes war nach Zeit und Ort verschieden und wurde von den Bischöfen festgesetzt.

²⁾ Diese Anweisung des Papstes läßt erkennen, wie tief die Sitte der Menschenopfer bei unsern Vorfahren eingewurzelt war.

Aus diesem Schreiben des Papstes sehen wir, daß der hl. Bonifatius sehr darauf bedacht war, mit der römischen Kirche in lebendiger Verbindung zu stehen und alles in voller Übereinstimmung mit dem Papste zu thun. Wenn auch einzelne Anfragen des hl. Bonifatius an und für sich nicht von großer Bedeutung waren und von ihm selber entschieden werden konnten, so hatten sie doch für die damalige Zeit bei der Neugründung der Kirche ein erhöhtes Interesse, und war es für den hl. Bonifatius von Wichtigkeit, wenn er sich dem Volke und den Irrlehrern gegenüber auf eine Entscheidung des Päpstlichen Stuhles berufen konnte; dadurch wurden die Gefahren des Zwiespaltes und Ungehorsams vermindert. Die Gunst, welche der Papst dem hl. Bonifatius zuwendete und durch seine Ernennung zum Erzbischofe im hohen Maße bewies, trieb diesen nur noch mehr zur eifrigen Thätigkeit an. Für edle Seelen sind ja Ehrenbezeugungen keine Veranlassung zu stolzer Selbstüberhebung und eitler Selbstgenügsamkeit, sondern ein Sporn zu neuer Thätigkeit und zu noch größerer Strenge gegen sich selbst. Da Bonifatius der einzige Erzbischof im deutschen Reiche auf dem rechten Rheinufer war, so war ihm allein die Sorge für dieses große Gebiet anvertraut und zur Pflicht gemacht. Dieser großen neuen Pflichten war sich Bonifatius auch sehr wohl bewußt und suchte mit vermehrtem Eifer an der Ausbreitung und Befestigung der Kirche zu arbeiten. Darum unternahm er nun die Gründung eines ganz bedeutenden Klosters, in welchem nicht bloß die Jugend des umliegenden Gebietes christlich erzogen wurde, sondern auch junge Männer zu Priestern herangebildet wurden.

Das Gebiet der Hessen wird von der fischreichen Edder durchflossen, welche am Edderkopfe entspringt und raschen Laufes in vielen Windungen ihre grünlichen Wellen der Fulda zutreibt. Während das obere Thal der Edder eng und von hohen und wilden Gebirgen eingeschlossen ist, erweitert sich das untere Thal und bietet für fruchtbare Felder und Wiesen Raum. In dem untern Laufe nimmt sie die Schwalm auf, welche aus dem fruchtbaren und schönen Schwalmner Grunde kommt. In dem untern Edderthale, welches nicht mit Unrecht die hessische Kornkammer genannt wird, hatten sich die Hessen von jeher sehr zahlreich angesiedelt. Dort lag das alte Mattium, welches zur Zeit der Römer der Hauptort der Hessen war und jetzt Maden heißt; dort lag auch bei Geismar das große Heiligtum der Hessen, die Donarseiche, welche Bonifatius fällt; nicht weit

davon lag der Wodansberg, jetzt Gudensberg, das Herz im alten Hessen, wo Wodan hoch verehrt wurde; Wodans und Donars heilige Stätten lagen gewöhnlich in der Nähe. Diese Gegend schien daher auch dem hl. Bonifatius für die Gründung eines größern Klosters geeignet. Auf einem hohen Berge am linken Ufer der Edder, wo sie jetzt das Fürstentum Waldeck verläßt und ihr Thal sich zu erweitern beginnt, nicht weit von den heiligen Stätten Wodans und Donars, gründete er im Jahre 732 ein Kloster und eine Kirche, welche er dem hl. Petrus weihte, zum Zeichen seiner treuen Anhänglichkeit an dessen Nachfolger, den Papst. Neben Kloster und Kirche siedelten sich bald auch Hessen an, sodaß ein bevölkerter Ort entstand, welcher Friedeslar, d. i. Stätte des Friedens genannt wurde; es ist das heutige Friklar.¹⁾ Der hl. Bonifatius berief in das Kloster Mönche aus England, welchen sich noch andere anschlossen, und leitete anfangs das Kloster selber, soweit es ihm seine Missions-thätigkeit erlaubte. Da er aber öfters abwesend sein mußte und auch eine zu ausgedehnte Wirksamkeit hatte, so gewann er für die Leitung des Klosters um 735 einen ältern erfahrenen Mann, Namens Wigbert, aus dem berühmten Kloster Glastonbury in England, aus dem er viele Genossen bekam. Bonifatius ging Wigbert auf die Kunde von seiner Ankunft hocheifrig entgegen und begrüßte ihn als einen willkommenen Mitarbeiter im Weinberge des Herrn. Bald nach seiner Ankunft meldete Wigbert in einem Briefe mit Dank gegen Gott seinen Ordensbrüdern in Glastonbury seine glückliche Ankunft in Hessen und die freundliche Aufnahme seitens des hl. Bonifatius, berichtete ihnen über seine segensreiche Wirksamkeit, die er ihrem Gebete zuschrieb, bat sie wegen seines mühe- und gefahrvollen Lebens in Hunger, Durst und Kälte und wegen der Kriegszüge der Heiden dringend um ihr ferneres Gebet und übersandte allen Brüdern, besonders dem Abte, herzliche Grüße.²⁾ Die Wahl Wigberts zum Abte von Friklar war eine sehr glückliche, da er sich durch Tugend und Wissenschaft sehr auszeichnete. Mit der Erfüllung seiner priesterlichen Pflichten nahm er es sehr genau; so wird von ihm erzählt, daß er vor einer

1) Ob Friklar schon vor der Ankunft des hl. Bonifatius ein bewohnter Ort war, ist sehr zweifelhaft. Die Bedeutung des Namens Friklar läßt schließen, daß der Ort vorher nicht existierte. Sicherlich hat aber die Gründung des Klosters zur Bevölkerung des Ortes viel beigetragen.

2) Ep. 98.

heiligen Handlung alle Gespräche mied, um sie mit ungeteilter Aufmerksamkeit und andächtiger Gesinnung zu verrichten. Im Umgange mit den Mitmenschen war er sehr leutselig, wußte aber die Unterhaltung so zu führen, daß er ihnen immer etwas Belehrendes und Erbauendes sagte. Unter einem so vortrefflichen Abte blühte das Kloster, und seine Schule erlangte einen großen Ruf, sodaß sie zahlreich besucht war. Auch Bonifatius, welcher sich gern in Frixlar aufhielt, überwies der Schule junge, talentvolle Schüler, welche später hervorragende Stellungen im Leben einnahmen; zu diesen gehörten der hl. Sturm, Gründer und erster Abt von Fulda, der hl. Lullus, Erzbischof von Mainz, Megingoz, Bischof von Würzburg. Für Hessen wurde Frixlar der Ausgangspunkt des Christentums, dort wurde die hessische Jugend christlich erzogen und so das Christentum immer weiter in Hessen verbreitet und befestigt. Der hl. Bonifatius, welcher sich in Frixlar oft von den Mühen seines apostolischen Amtes erholte und durch Sammlung und Gebete zu neuer Wirksamkeit stärkte, wirkte bei seiner Anwesenheit in Frixlar anregend auf die Thätigkeit der Mönche ein und unterstützte sie nach Kräften. Um für die heilige Messe und die Pflege der Kranken Wein zu haben, legten die Mönche einen Weinberg an, ein Beweis, wie sehr die Mönche neben der Verbreitung des Christentums auch die Kultur des Bodens betrieben.

Weil der hl. Bonifatius alle seine Stiftungen mit väterlicher Liebe umfaßte und Wigbert in Frixlar schon eifrige und tüchtige Schüler sich erzogen hatte, so bewog er diesen, Frixlar zu verlassen und die Leitung des Klosters Ohrdruf in Thüringen zu übernehmen. Hier wirkte Wigbert mit gleichem Eifer und Erfolge; durch sein tugendhaftes Beispiel und sein gewinnendes Wesen begeisterte er alle zum Streben nach Tugend und Vollkommenheit. Nach einer mehrjährigen, segensreichen Wirksamkeit in Ohrdruf stellten sich bei ihm Altersschwäche und Kränklichkeit ein; er kehrte daher nach Frixlar zurück, wo er von seinen frühern Schülern mit größter Freude empfangen wurde. Er erholte sich dort wieder und setzte seine Wirksamkeit dann bis zu seinem Tode im Jahre 747 fort. Seine Gebeine wurden in Frixlar beigesetzt, wo er wegen seines heiligen Lebens und der wunderbaren Gebetserhörungen an seinem Grabe bald als Heiliger verehrt wurde. Später wurden seine Gebeine auf Befehl des Erzbischofs Lullus nach dem von diesem gegründeten Kloster Hersfeld gebracht, wo sie Jahrhunderte hindurch hoch verehrt wurden und ihm zu Ehren auch eine Kirche erbaut wurde.

Die fromme Kaiserin Mathilde, Gemahlin Heinrichs I. und Mutter Ottos des Großen, erbaute dem Apostel Jakobus und dem hl. Wigbert zu Ehren ein Kloster in Quedlinburg im Harze, welches sie als Witwenitz von ihrem Gemahle empfangen hatte, und ihr Sohn Otto stattete es reichlich aus. Durch die Erziehung tüchtiger Priester hat sich der hl. Wigbert um die Verbreitung des Christentums im nördlichen Deutschland große Verdienste erworben, und mit Recht wird daher sein Andenken noch alljährlich in einzelnen Diöcesen am 14. August gefeiert. Nach andern Nachrichten hat Wigbert sogar schon selber am Harz das Evangelium ausgebreitet, daher dort auch schon frühzeitig zu seiner Ehre Kirchen erbaut wurden. Nach dem Tode des hl. Wigbert richtete Bonifatius ein Schreiben an die Mönche zu Frixlar, um die Verhältnisse des Klosters zu ordnen. Dieser Brief¹⁾ läßt uns einen Einblick in die Verhältnisse des Klosters thun und zeigt uns, welche Umsicht und Sorgfalt Bonifatius den Klöstern zuwandte. Der Brief lautet:

„Den geliebten Söhnen entbietet Bonifatius, Knecht der Knechte Gottes, seinen immerwährenden Gruß im Herrn.

Mit väterlicher Liebe bitte ich euch, meine Lieben, daß ihr mit desto größerem Eifer die klösterlichen Regeln befolgt, da unser Vater Wigbert gestorben ist. Der Priester Wigbert und der Diakon Mengingoß sollen euch euere Regeln erklären und für die regelmäßige Verrichtung des Stundengebets und des Gottesdienstes sorgen; auch sollen sie die andern überwachen, Lehrer der Kinder sein und den Brüdern das Wort Gottes verkünden.²⁾ Hiedde soll Propst sein und die Aufsicht über unsere Knechte führen; wo es nötig ist, soll ihm Hunfrit helfen. Styrme besorge die Küche; Bernhard sei Handwerker und baue die nötigen Zellen. In allen Dingen wendet euch an den Abt Tatwin und thuet, was er euch sagt. Jeder soll nach Kräften bestrebt sein, einen reinen Lebenswandel zu führen, im gemeinschaftlichen Leben den Nächsten zu erbauen und in brüderlicher Liebe zu verharren, bis ich, so Gott will, zu euch komme. Alsdann wollen wir zusammen Gott loben und für alles danken. Lebet wohl in Christus.“

Unter dem sorgsamem Schutze des hl. Bonifatius und der weisen Leitung der Abte entwickelte sich das Kloster Frixlar

¹⁾ Ep. 64.

²⁾ Der Name Wigbert kommt mehrfach vor; dieser Priester Wigbert ist von dem verstorbenen Abte Wigbert wohl zu unterscheiden; ebenso Mengingoß von dem gleichnamigen Bischof von Würzburg.

vortrefflich und wurde die Wiege des Christentums in Hessen. Durch die Mönche von Frixlar und die von ihnen gebildeten Priester wurde die Finsternis des Heidentums allmählich verdrängt und das Licht des Christentums verbreitet. Später wurde aus dem Kloster ein Stift, und die Klosterschule wurde Stiftsschule, bewahrte aber ihren alten Ruf; Söhne aus den reichsten und vornehmsten Familien erhielten dort ihre Erziehung; große Gelehrte und bedeutende, in Staat und Kirche einflußreiche Männer sind aus ihr hervorgegangen. Auch die Stadt Frixlar erweiterte sich und wurde immer bevölkerter. In der ansehnlichen, turm- und kirchenreichen, mit Wällen und Warttürmen umgebenen Stadt wurden Reichstage und Kirchenversammlungen gehalten. Kaiser Konrad I. hielt sich dort oft auf, und nach seinem Tode (918) wurde dort Heinrich der Finkler zum Kaiser erwählt. Nach einer wechselvollen Geschichte bewahrt Frixlar noch bis zur Stunde in seinem Außern viel Altertümliches und erfreut, terrassenartig am linken Ufer der Edder aufsteigend, das Auge durch seine anmutige Lage. Die schöne, geräumige Peterkirche, welche an Stelle der von Bonifatius gebauten Kirche im Mittelalter errichtet wurde, ist neuerdings geschmackvoll restauriert und überragt mit ihren mächtigen Türmen die Stadt, deren Bewohner stets den ihnen von Bonifatius verkündeten Glauben getreu bewahrt haben, während die Umgegend ganz protestantisch geworden ist. So dauert die Stiftung des hl. Bonifatius in Frixlar durch die Jahrhunderte bis zur Gegenwart fort.

In Amöneburg an der Ohm, wo der hl. Bonifatius schon früher um 722 eine klösterliche Niederlassung gegründet hatte, erbaute er um die gleiche Zeit (732) wie in Frixlar eine Kirche, weil die weitere Ausbreitung und Befestigung des Christentums auch im Lahnthale ein größeres Gotteshaus verlangte.¹⁾ Zum Patron dieser Kirche wählte er den heiligen Erzengel Michael, welcher als Beschützer des Neuen Bundes und eifriger Kämpfer gegen das Reich der Finsternis seitens der Neubekehrten eine

¹⁾ Seiters, S. 117 und nach ihm Reinerding, S. 240 verlegen abweichend von der allgemeinen Ansicht die Gründung des Jahres 722 nach Hammelburg a. d. Saale, weil der Bau einer Kirche im Jahre 732 nicht an demselben Orte habe geschehen können. Allein Willibald (pag. 449) spricht bezüglich des Jahres 722 nur von einer klösterlichen Niederlassung (monasterii cellam construxit), womit sich der Bau einer Kirche im Jahre 732 wohl vereinen läßt. Diese Kirche war wohl eine größere und sollte mehr der Umgegend dienen als die kleinere, die sicher auch schon früher mit dem Kloster vereinigt war.

besondere Verehrung verdiente und bei dem kriegerischen Charakter der Deutschen auch fand. Über das Kloster Amöneburg sind uns wenige Nachrichten erhalten, aber sicherlich ist die Wirksamkeit dieses Klosters in Hessen von Bedeutung gewesen, da schon zu Lebzeiten des hl. Bonifatius eine ziemliche Anzahl von Mönchen dort waren und alle Benediktiner-Mönche entsprechend ihrer Regel den Zweck verfolgten, das Land zu kultivieren und die Jugend christlich zu unterrichten und zu erziehen. Die große Wirksamkeit des Klosters läßt sich auch daraus schließen, daß sich auf dem Berge viele Hessen ansiedelten und so die Stadt Amöneburg entstand, welche noch jetzt durch ihre romantische Lage auf einer hohen, weithin sichtbaren Basaltkuppe das Auge des Reisenden auf sich lenkt und erfreut. In jener Zeit, wo der hl. Bonifatius die Kirche baute, lebte dort ein treuer und eifriger Schüler von ihm, Namens Adalher, welcher seine Besitzungen in Amöneburg und den benachbarten Orten Brettenbrunn und Selesheim dem hl. Martin, Patron der Kirche von Mainz, vermachte. Nach dessen Tode wollten seine zwei Brüder die Schenkung nicht anerkennen und versicherten trotz der Warnung des hl. Bonifatius eidlich, daß die Besitzungen ihnen gehörten. Beiden sagte Bonifatius die Strafe für ihr Vergehen voraus, dem einen plötzlichen Tod, dem andern Kinderlosigkeit; beides traf ein; der eine kam auf der Bärenjagd um, und die Ehe des andern blieb kinderlos, sodaß er nun reumütig die Besitzungen abtrat. Diese Schenkung des Adalher zeigt uns, daß die neubekehrten Hessen bestrebt waren, durch Schenkungen den neugegründeten Klöstern und Kirchen den nötigen Unterhalt zu verschaffen und dadurch dem Volke die Segnungen des Christentums zu sichern.

Auch in Franken suchte Bonifatius durch die Gründung von Klöstern das Christentum auszubreiten und zu befestigen. Dort wurden die Frauenklöster in Tauberbischofsheim, Ochsenfurt und Kitzingen gegründet, deren Leitung die aus England herübergekommenen Jungfrauen übernahmen. Im Odenwalde hatte der hl. Pirmin, welcher gleichzeitig mit dem hl. Bonifatius für die Ausbreitung des Christentums in Deutschland thätig war, eine kleine klösterliche Niederlassung gegründet. Als er später seine Thätigkeit dem Elsaß und der Schweiz zuwendete, erweiterte Bonifatius diese Stiftung und baute dort eine Kirche zu Ehren der Mutter Gottes. In einer lieblichen Gegend, nicht weit vom Main gelegen, blühte das Kloster nun rasch empor und bekam nach seinem ersten Abte Amor den Namen

Amorbach. Neben dem Kloster bildete sich die noch jetzt bestehende Stadt Amorbach in Bayern, in deren Nähe sich ein heilkräftiges Bad befindet. Wie sehr das klösterliche Leben im Kloster blühte, geht daraus hervor, daß bald nachher zur Zeit Karls des Großen ein Teil der Mönche sich an der Befehrung der Sachsen beteiligte und ein neues Kloster in Verden an der Aller gründete. Bei der Aufhebung der Klöster im Anfang unsers Jahrhunderts kamen die herrlichen Klostergebäude von Amorbach in weltliche Hände, und die prachtvolle Klosterkirche dient seitdem dem protestantischen Gottesdienste. Auch über Thüringen, wo Bonifatius das Kloster Ohrdruf gegründet und der Leitung des hl. Wigbert übertragen hatte, erstreckte sich fortwährend die Hirtenpflege des hl. Bonifatius. Der Hauptort und Mittelpunkt Thüringens war Erphesfort, das heutige Erfurt, welches schon im 5. Jahrhundert eine kleine, von Landleuten bewohnte Stadt war. Da sie in einer fruchtbaren Gegend und an der uralten Verbindungsstraße zwischen Mittelrhein und Mittelelbe lag, so war dort viel Verkehr und Handel. Es ist daher nicht zweifelhaft, daß der hl. Bonifatius schon frühzeitig in der dortigen Gegend das Evangelium verkündete und durch die Gründung einer Kirche für die dortigen Christen Sorge trug. Wie sehr die christliche Bildung in Thüringen Fortschritte machte, erhellt daraus, daß ein Schüler den hl. Bonifatius in einem längern, demütigen Schreiben dringend bat, ihm doch zu gestatten, sich der Studien halber noch ferner in Thüringen aufzuhalten, da er durch Krankheit am Studium verhindert gewesen sei. Dem Briefe ist ein kleines Gedicht beigefügt, welches die Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit gegen den Lehrer ausdrückt.¹⁾ Man vermutet in Lullus, dem Nachfolger des hl. Bonifatius, den Verfasser des Briefes, in welchem die ergebene dankbare Gesinnung ausgedrückt ist, die Lullus beseelte.

Nachdem der hl. Bonifatius in Franken, Hessen und Thüringen den Samen des Evangeliums ausgestreut und für das weitere Wachstum desselben durch die Gründung klösterlicher Institute einigermaßen gesorgt hatte, dachte der unermüdete Mann an die Befehrung der Sachsen, welche nördlich von den Hessen und Thüringern zu beiden Seiten der Weser wohnten. Die Befehrung der Sachsen hatte der hl. Bonifatius zwar von Anfang an ins Auge gefaßt; zu ihnen war er besonders von dem Papste

¹⁾ Ep. 99.

Gregor II. gesandt worden,¹⁾ und sie waren seinem Volke blutsverwandt. Die Sachsen setzten aber der Einführung des Christentums den größten Widerstand entgegen und zeigten sich als die erbittertsten Gegner des Christentums. Wohl nie hing ein Volk so fest an seiner heidnischen Religion und widersezte sich so hartnäckig der Einführung des Christentums wie die Sachsen. Sie waren glühende Verehrer der vaterländischen Götter und hielten an den heidnischen Gebräuchen zäh fest. Auch die staatlichen Einrichtungen der Sachsen waren von denen der andern Stämme verschieden; während diese schon von Königen regiert wurden, lebten jene noch in alter republikanischer Weise und entschieden alle wichtigen Angelegenheiten in den Volksversammlungen; bei dem Ausbruch eines Krieges wählten sie sich einen Herzog. Voll von heidnischem Fanatismus machten die Sachsen fast jährlich Raubzüge in die benachbarten, christlichen Gebiete, zerstörten die Kirchen, töteten die Geistlichen, raubten, mordeten und plünderten in wilder Lust und opferten die Kriegsgefangenen ihren Göttern. Mit den christlichen Franken führten sie beständig Krieg und betrachteten jeden Christen als einen Feind ihres Landes und ihrer Religion. Die Glaubensboten, welche zu ihnen kamen, hatten wenig oder gar keinen Erfolg und wurden teils verjagt, teils getötet. Wie weit die Versuche des hl. Bonifatius, den Sachsen das Evangelium zu verkünden, sich thatsächlich erstreckt haben, darüber sind uns keine sichere Nachrichten erhalten; große Erfolge hat der eifrige und exprobt Missionar aber sicher nicht gehabt, höchstens wurden an den Grenzen der Hessen und Thüringer einige Befehrungen gemacht, etwa an der untern Diemel und in den Gegenden südlich vom Harze. Daß er in Soest oder im Harze thätig gewesen sei, ist nicht verbürgt. Bei den politischen und religiösen Gegensätzen zwischen den Sachsen und den christlichen Nachbarstämmen, welche durch die vielen Raubzüge der Sachsen noch immer verschärft wurden, mußte sich der hl. Bonifatius sagen, daß die Zeit für die Befehrung der Sachsen noch nicht gekommen sei. Er hätte seine Kraft zersplittert und seine bereits errungenen Erfolge im mittlern Deutschland in Frage gestellt, wenn er sein Wirkungsfeld verlassen und sich den Sachsen zugewandt hätte. Es war daher ein Akt der Klugheit, wenn Bonifatius von der Befehrung der Sachsen Abstand nahm und sie der göttlichen Vorsehung überließ. Er versäumte aber nicht, was er unter solchen Umständen

¹⁾ Ep. 22.

allein thun konnte; er wandte sich an Gott, daß er in seiner, alle Menschen umfassenden Güte durch einen Strahl seines himmlischen Lichtes den trotzigen Sinn der Sachsen brechen und ihre Befehrung herbeiführen möge. In den Briefen an seine Landsleute in der Heimat spricht Bonifatius wiederholt von seinem Vorhaben, die Sachsen zu befehren, und bittet inständig, mit ihm für deren Befehrung zu beten. So schreibt er an den Bischof Torhthelm von Leicester, daß er Tag und Nacht auf die Befehrung der Sachsen sinne, und bittet ihn um sein Gebet; dieser spricht ihm in der Antwort seine Freude über das geplante Werk aus, wünscht ihm dazu Glück und versichert ihn seines beständigen Gebets.¹⁾ Ein wie heißes Verlangen Bonifatius in sich trug, die Sachsen zu befehren, ist besonders in folgendem, etwa um 735 abgefaßtem Schreiben²⁾ ausgesprochen:

„Allen ehrwürdigen Mitbischöfen, Priestern, Diakonen und Geistlichen, allen der Herde Christi vorgesezten Abten und Äbtissinnen, allen demütigen Mönchen, Gott geweihten Jungfrauen und Dienerinnen Christi, ja, überhaupt allen gottesfürchtigen Katholiken aus dem Stamme der Sachsen, übersendet ihr Landsmann, katholischer Legat für Deutschland und Diener des Apostolischen Stuhles, Bonifatius, welcher auch Winfrid genannt wird und ohne seine Verdienste zur Würde eines Erzbischofs erhoben wurde, den demütigsten und aufrichtigsten Gruß in der Liebe und Gemeinschaft Christi.

Herzlichst bitte ich euch, Brüder, daß ihr euch in euern Gebeten meiner Wenigkeit gütigst erinnert, damit ich von den Schlingen des umhergehenden Satans und von unverschämten, bösen Menschen befreit, das Wort Gottes aber in aller Welt verkündigt und verherrlicht werde. Suchet auch durch euere frommen Bitten zu bewirken, daß Gott und unser Herr Jesus Christus, welcher will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen, die Herzen der heidnischen Sachsen zum katholischen Glauben befehren, sodasß sie den Schlingen des Teufels, in welchen sie gefesselt sind, entrissen und den Söhnen ihrer Mutter, der Kirche, zugesellt werden. Erbarmet euch jener, die ja selbst zu sagen pflegen: „Wir sind aus einem Blute und einem Fleische“. Wisset, daß ich zu diesem Unternehmen von zwei Bischöfen der römischen Kirche ermuntert und mit ihrem Segen ausgerüstet wurde. Entsprechet unserer

1) Ep. 101. 2) Ep. 39.

Bitte, damit euer Lohn bei den Chören der Engel groß und herrlich werde. Eine einige und innige Liebesgemeinschaft in Christus bewahre und vermehre unter euch stets der allmächtige Gott."

Da Bonifatius auf eine segensreiche Wirksamkeit bei den verstockten Sachsen nicht hoffen konnte, so ging er nach Bayern, das Wort des göttlichen Heilandes befolgend: „Wenn jemand euch nicht aufnimmt und euern Worten kein Gehör giebt, so geht fort aus solchem Hause oder solcher Stadt“. (Matth. 10, 14.) Die Bayern sind ein deutsches, den Langobarden stammverwandtes Volk, welches schon frühzeitig das südöstliche Deutschland in Besitz genommen hatte. Das Christentum war durch römische Kaufleute und Soldaten dort ausgebreitet worden, aber durch die Stürme der Völkerwanderung wieder vernichtet worden und mußte daher von neuem gepredigt werden. Der heilige Bischof Ruprecht von Worms kam auf eine Einladung des Herzogs Theodo nach Regensburg, verkündete dort das Evangelium und taufte den Herzog und viele Bayern. Später begab er sich in die Alpen, gründete auf den prachtvollen Trümmern einer alten Römerstadt am Juvavus (Salzach) eine Kirche, ein Männer- und ein Frauenkloster und wurde der Gründer der Stadt und des Bistums Salzburg. Der hl. Emmeran, Bischof von Poitiers, auf einer Missionsreise nach Ungarn begriffen, wurde vom Herzoge aufgehalten, damit er in Regensburg das Christentum verkündete. Er war als Bischof mehrere Jahre in Regensburg thätig und wurde von dem Sohne des Herzogs ermordet, weil dieser ihn ungerechterweise in Verdacht hatte, daß er mit seiner Schwester einen sündhaften Verkehr gehabt habe. Der hl. Corbinian war für das Christentum in den Isargegenden thätig, ließ sich in Freisingen nieder und erbaute die dortige Marienkirche, die er zu seiner bischöflichen Kirche erwählte. Wie segensreich auch diese vortrefflichen Männer wirkten, so lebten sie doch zu verschiedenen Zeiten und wirkten vereinzelt ohne gemeinschaftlichen Plan. Es fehlte in Bayern an tüchtigen Bischöfen und Klöstern, welche das Werk jener Männer aufnahmen, fortsetzten und vollendeten. Es lebte daher in Bayern noch eine Menge Heiden, und die Irrlehre der Arianer, welche die Gottheit Christi leugneten, hatte viele Anhänger. So befand sich die katholische Kirche Bayerns in einer sehr traurigen Lage, obgleich die Herzöge aus dem Hause der Agilolfinger meistens der katholischen Kirche sehr gewogen waren. Diesem Hause gehörte auch die Prinzessin Theodolinde an, welche den Lango-

bardenkönig Authari heiratete und durch Eifer und Besonnenheit, vom Papste Gregor I. unterstützt, die Langobarden in den Schoß der katholischen Kirche führte. Der Herzog Theodo II. theilte das Land für sich und seine drei Söhne in vier Teile und wallfahrtete im Jahre 716 nach Rom, um von dem Papste die Gründung von vier Bistümern für Bayern zu erwirken. Der Papst sandte zur Ordnung der kirchlichen Verhältnisse drei Legaten mit einer Instruktion nach Bayern. In dieser Instruktion war die Gründung von drei Bistümern unter einem Erzbischofe festgesetzt, und mit Rücksicht auf die Mißstände Bayerns waren über die Wahl und Weihe der Bischöfe und Priester, über die Spendung der heiligen Sacramente, besonders der Ehe und Priesterweihe, über die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe, über die Abschaffung der heidnischen Gebräuche, über die Feier des Gottesdienstes und in betreff der Kirchenzucht genaue Vorschriften gegeben. Allein der Herzog Theodo II. starb bald, und sein Sohn wandelte nicht in seinen Fußstapfen; es brachen auch Kriege aus; Bayern wollte die fränkische Oberhoheit nicht anerkennen und geriet mit den Franken in Krieg; Franken und Langobarden rissen Teile von Bayern an sich, und so kam es, daß jene Instruktion des Papstes nicht durchgeführt wurde. Der Enkel Theodos, Hucbert (728—737), vereinigte wieder alle Teile des bayerischen Reiches und suchte nun das Werk seines Großvaters durchzuführen, stieß aber auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Da der Bischof Corbinian, das geistige Haupt der bayerischen Kirche, 730 gestorben, und Bonifatius der einzige Erzbischof auf dem rechten Rheinufer war, so sah er sich veranlaßt und verpflichtet, nach Bayern zu reisen. Er zog im Lande umher, predigte mit großem Eifer den christlichen Glauben, untersuchte den Zustand der Kirchen, setzte schlechte Geistliche ab, unter welchen besonders einer, Namens Cremwulf, genannt wird, und suchte die traurigen Zustände nach Kräften zu bessern. Zeit und Dauer dieser Wirksamkeit des hl. Bonifatius in Bayern lassen sich nicht genau bestimmen, wahrscheinlich gegen 735. Bei der tiefen Zerrüttung der bayerischen Verhältnisse und bei dem Mangel tüchtiger Bischöfe und Ordensleute konnte auch ein bewährter, eifriger Mann wie der hl. Bonifatius nicht alle Schäden in kurzer Zeit beseitigen. Zu einem längern Aufenthalt in Bayern konnte sich Bonifatius nicht entschließen, da die Pflanzungen in Hessen und Thüringen noch immer seine Thätigkeit erforderten. Er behielt sich daher die Ordnung der bayerischen Verhältnisse für eine spätere Zeit

vor; es war jedoch für ihn ein großer Vorteil, die traurigen Verhältnisse Bayerns durch persönliche Anschauung kennen gelernt zu haben. Auch bekam Bonifatius auf dieser Reise einen seiner bedeutendsten Schüler, den hl. Sturm. Dieser wurde noch im jugendlichen Alter von frommen Eltern im Ffarthale dem hl. Bonifatius für den Dienst des Herrn übergeben, welcher ihn zuerst auf seinen Reisen mit sich nahm und dann in Hessen dem Kloster Frixlar zur Erziehung übergab. In Hessen und Thüringen zog Bonifatius bei seinen kirchlichen Stiftungen umher, belehrend, ermunternd und die Segnungen des Heils spendend, bis er im Jahre 738 seine dritte Reise nach Rom antrat.

